



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Wenig Talent, Sohn zu sein“

Rilkes Briefe an die Mutter

Verfasserin

Doris Verena Schwarzer

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2011

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 332

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Deutsche Philologie

Betreuer:

Ao. Univ.-Prof. Dr. Franz M. Eybl

Inhaltsverzeichnis

| | | |
|------------|--|-----------|
| I | Mutter Liebe – ein Einblick..... | 3 |
| II | Hintergrund und Methodik..... | 5 |
| 1 | Biografischer Abriss..... | 5 |
| 1.1 | Die Jugendjahre Rilkes | 5 |
| 1.2 | Rilke als Briefschreiber..... | 7 |
| 2 | Editionsgeschichte der „Briefe an die Mutter“ | 9 |
| 3 | Forschungsstand..... | 10 |
| 4 | Forschungsziel und Methode | 12 |
| III | Textarbeit | 15 |
| 1 | Phase I (1896–1901): Konflikt zwischen Wiederannäherung und Abgrenzung..... | 16 |
| 1.1 | Biografische Einordnung | 16 |
| 1.2 | Inhaltliche Schwerpunkte | 17 |
| 1.2.1 | Räumliche und emotionale Nähe bzw. Ferne..... | 17 |
| 1.2.2 | Alter und Reife..... | 20 |
| 1.2.3 | Literatur..... | 21 |
| 1.2.3.1 | Der Sohn als Literat | 21 |
| 1.2.3.2 | Literatur als Gesprächsthema | 23 |
| 1.2.3.3 | Die Mutter als Literatin..... | 24 |
| 1.2.4 | Besetzung der Elternrolle | 26 |
| 1.2.4.1 | Vernunft und Verantwortungsbewusstsein..... | 26 |
| 1.2.4.2 | Die Mutterschaft des Künstlers | 28 |
| 1.2.5 | Der Brief als Medium fingierter Nähe..... | 29 |
| 1.2.6 | Umbenennung und Individualität | 31 |
| 1.3 | Stilistische Merkmale | 33 |
| 2 | Phase II (1901–1911): Familiäre Neuorientierung | 34 |
| 2.1 | Biografische Einordnung | 34 |
| 2.2 | Inhaltliche Schwerpunkte | 35 |
| 2.2.1 | Erweiterung des nahen Umfelds..... | 35 |
| 2.2.1.1 | Clara, die Braut und die Tochter | 36 |
| 2.2.1.2 | Einführung der Schwiegerfamilie | 38 |
| 2.2.1.3 | Auftritt des Vaters..... | 38 |
| 2.2.1.4 | Der Sohn wird Vater und Familienoberhaupt..... | 39 |
| 2.2.2 | Die Wanderjahre des Literaten | 40 |
| 2.2.2.1 | Die literarische Arbeit..... | 40 |
| 2.2.2.2 | Die Reisen | 43 |
| 2.3 | Stilistische Merkmale | 43 |
| 3 | Phase III (1911–1915): Idealisierung der Mutter | 44 |
| 3.1 | Biografische Einordnung | 44 |
| 3.2 | Inhaltliche Schwerpunkte | 46 |
| 3.2.1 | Abkehr von Clara und ihrer Familie..... | 46 |
| 3.2.2 | Hinwendung zur mütterlichen Lebensweise | 48 |
| 3.2.3 | Krieg und Entfremdung..... | 48 |
| 3.3 | Stilistische Merkmale | 50 |

| | | |
|------------|---|-----------|
| 4 | Phase IV (1916–1926): Resignation und Kapitulation | 51 |
| 4.1 | Biografische Einordnung | 51 |
| 4.2 | Unterteilung in Phase IV-a und Phase IV-b | 53 |
| 4.3 | Phase IV-a (1916–1919): Resignation..... | 53 |
| 4.3.1 | Verstörender Krieg | 53 |
| 4.3.2 | Schreibblockade..... | 55 |
| 4.4 | Phase IV-b (1919–1926): Kapitulation..... | 56 |
| 4.4.1 | Völlige Unterwerfung unter die Mutter | 56 |
| 4.4.2 | Die Arbeit als letzte Zuflucht..... | 57 |
| 4.5 | Stilistische Merkmale | 57 |
| 5 | Auswertung..... | 58 |
| 5.1 | Figurenzeichnung..... | 58 |
| 5.1.1 | Die statische Mutter | 58 |
| 5.1.1.1 | Thematische Statik..... | 59 |
| 5.1.1.1.1 | Krankheit..... | 59 |
| 5.1.1.1.2 | Reisen | 60 |
| 5.1.1.2 | Charakterliche Statik..... | 60 |
| 5.1.1.3 | Das mütterliche Schreiben | 61 |
| 5.1.2 | Das suchende Ich | 62 |
| 5.2 | Das Scheitern der Kommunikation | 63 |
| 5.3 | Das Scheitern der Mutter-Sohn-Beziehung | 64 |
| IV | Diskursive Ansätze..... | 66 |
| 1 | Frau und Mutter im gesellschaftlichen Kontext um 1900..... | 66 |
| 1.1 | Emanzipation, Frauenbewegung und Mütterlichkeit | 66 |
| 1.2 | Die schreibende Frau | 69 |
| 2 | Psychologische und psychoanalytische Aspekte..... | 71 |
| 2.1 | Die narzisstisch ausbeutende Mutter..... | 71 |
| 2.2 | Männerängste | 72 |
| 2.3 | Gebärneid und dessen Kompensation | 74 |
| 3 | Mythologische Aspekte..... | 75 |
| 3.1 | Göttliche Mutter..... | 75 |
| 3.2 | Mutter Gottes | 76 |
| V | Mutter Sprache – ein Ausblick..... | 79 |
| VI | Quellenverzeichnis..... | 81 |
| 1 | Primärliteratur | 81 |
| 1.1 | Arbeitsgrundlage | 81 |
| 1.2 | Weitere Primärliteratur | 81 |
| 2 | Sekundärliteratur | 82 |
| 3 | Abbildungen..... | 86 |
| VII | Anhang..... | 87 |
| 1 | Zusammenfassung | 87 |
| 2 | Abstract..... | 88 |
| 3 | Lebenslauf..... | 89 |

I Mutter Liebe – ein Einblick

„Nimm mich, gib mir eine Form, mach mich fertig ...“¹ Was der Sohn in Rilkes „Ewald Tragy“ erlebt, ist nicht das, was wir als „Mutterliebe“ zu kennen glauben. Die Mutter besitzt die Macht, das Kind zu formen, oder noch schlimmer: ihm die Vollendung der Formgebung vorzuenthalten. Die Gott-ähnliche Funktion der formenden Mutter geht jedoch mit der mütterlichen Unfähigkeit, ein eigenständiges Wesen zu schaffen, einher – die endgültige Gestalt, der Wunsch des Kindes, bedeutet die Verschmelzung seiner Person mit der Mutter. Das Kind als minderwertiger Klon der Mutter ist zum Tode verurteilt, das schöpferische Werk der Mutter vergeht und verwehrt der Schaffenden den Eingang in die Ewigkeit. Das Fertig-Sein entspricht dem (Todes-)Wunsch des Kindes, wie das Nicht-Vollenden-Können die Grenze der mütterlichen Schöpferkraft darstellt. Der dreimalige Imperativ, steigend aufgebaut von der Sehnsucht nach Nähe über die Suche nach Form und Gestalt bis hin zur Selbstaufgabe in die unvollkommene Macht der Mutter, skizziert das Scheitern des Knaben, der vergeblich um mütterliche Liebe ringt.

Doch wie lässt sich mütterliche Liebe definieren? Erich Fromm beschreibt die Mutterliebe als an keine Bedingungen geknüpft² und führt weiter aus: „Eine Liebe, die an keine Bedingungen geknüpft ist, entspricht einer tiefen Sehnsucht nicht nur des Kindes, sondern eines jeden menschlichen Wesens“.³ Diese Sehnsucht, ungestillt in Ewald Tragy, überschreitet demnach die Grenzen eines kindlichen Problems. Auch der Schreiber der „Briefe an die Mutter“ sucht nach Geborgenheit und Anerkennung, die sich jedoch im erzwungenen Briefverkehr weder finden noch erzeugen lassen. Und auch andere Werke Rilkes thematisieren diese Problematik:

In seiner Identitätskrise begegnet das vereinzelt und von der baren und grauenvollen Wirklichkeit bedrohte Individuum der Rilkeschen Welt gelegentlich seiner Mutter, „schreit“ nach ihr, die in letzter Ausweglosigkeit eine mögliche Zuflucht darstellt, sich aber in den seltensten Fällen als hilf- oder haltreich zu bewähren vermag.⁴

¹ Rainer Maria Rilke: Ewald Tragy. In: Ders.: Werke. Hg. v. Manfred Engel, Ulrich Fülleborn u. a. Bd. 3: Prosa und Dramen. Hg. v. August Stahl. Frankfurt a. M./Leipzig: Insel Verlag 1996. S. 246–286, zit. S. 286. Diese Erzählung wurde 1898 verfasst und gilt als autobiografisch relevant (vgl. Ingeborg Schnack: Rainer Maria Rilke. Chronik seines Lebens und seines Werkes. 2. Aufl. Frankfurt a. M.: Insel Verlag 1996. S. 76).

² Vgl. Erich Fromm: Die Kunst des Liebens. Wien: Buchgemeinschaft Donauland Kremayr & Scheriau 1980. S. 52.

³ Fromm: Die Kunst des Liebens, S. 53.

⁴ Johannes Toth: Frauen, Mütter und Mütterlichkeit in Rilkes Welt. In: Rilkes Welt. Festschrift für August Stahl zum 75. Geburtstag. Hg. v. Andrea Hübener, Rätus Luck u. a. Frankfurt a. M.: Peter Lang GmbH 2009. S. 107–115, zit. S. 107.

Rilkes Mutter-Briefe wie auch andere seiner Texte sind demnach Zeugen einer lebenslangen Auseinandersetzung mit dem Komplex der (mangelnden) Mutterliebe.

Die verhängnisvolle Abhängigkeit des Kindes von der Mutter oder vielmehr von der Liebe, die die Mutter geben könnte bzw. sollte, ist ein Grundpfeiler der menschlichen Psyche. Was die Kinder-Figuren bei Rilke jedoch nicht akzeptieren und woran sie schließlich zugrunde gehen, ist nach Erich Fromm Folgendes:

Die Liebe der Mutter bedeutet Seligkeit, sie bedeutet Frieden, man braucht sie nicht erst zu erwerben, man braucht sie sich nicht zu verdienen. Aber diese Bedingungslosigkeit der Mutterliebe hat auch ihre negative Seite. Sie braucht nicht nur nicht verdient zu werden – sie *kann* auch *nicht erworben*, erzeugt oder unter Kontrolle gehalten werden.⁵

Die Suche nach der Mutter als Halt im Leben ist nicht vordergründig als Arbeiten an einer tatsächlichen Mutter-Kind-Beziehung zu verstehen, sondern als eine Annäherung an das Gefühl, geliebt zu werden. Die Mutter ist die bedingungslose Liebe, die den rast- und ruhelosen Figuren in Rilkes Werk abzugehen scheint.

Nachfolgende Untersuchung nähert sich den Protagonisten aus Rilkes Mutter-Briefen jedoch deutlich konkreter. Der darin porträtierte Sohn behauptet, er habe „zeitlebens wenig Talent gehabt, Sohn, Enkel und dergleichen zu sein“ (B 1016/II/445)⁶. Eben entworfenem Gedanken folgend, müsste dieses mangelnde Talent als psychische Stärke aufgefasst werden. Die Fähigkeit, der Unterwerfung unter die Mutter zu widerstehen und sich jenseits der Kategorie „Sohn“ als Mensch zu definieren, böte die große Chance, die Fesseln der Mutter und der mangelnden Liebe abzustreifen. Allerdings gelingt das dem Sohn der „Briefe an die Mutter“ nicht. Der „untalentierte Sohn“, der eigentlich die Zügel in der Hand hält, wertet seine unzufriedenstellende Hingabe an die Mutter als Defizit. Mit der Talentlosigkeit, die er sich selbst zuschreibt, setzt er für sich als Künstlerpersönlichkeit den Vernichtungsschlag und bezeugt seine Kapitulation vor dem System Mutter.

Das mangelnde Talent zum Sohn-Sein zeigt sich völlig paradox in einem 30 Jahre andauernden Briefverkehr mit der Mutter, dessen Analyse in einen abschließenden Gedanken mündet: Die Mutter ist nicht nur die Verkörperung der Liebe, sie ist auch die Verkörperung der Sprache. Der Künstler versucht, seine mangelhafte Mutter Liebe mit seiner Hinwendung an Mutter Sprache zu kompensieren und über sein Werk, nun selbst Schaffender, ein Stück weit Ewigkeit zu erringen.

⁵ Fromm: Die Kunst des Liebens, S. 51.

⁶ Zur leichteren Auffindbarkeit der Primärtext-Fundstellen wurde ein Siglensystem in den Fließtext aufgenommen, das die Briefnummer, den Band und die Seitenzahl der vorliegenden Ausgabe wiedergibt.

II Hintergrund und Methodik

1 Biografischer Abriss

1.1 Die Jugendjahre Rilkes

Entscheidende Wendepunkte im Leben Rainer Maria Rilkes werden im Rahmen der Textarbeit aufgearbeitet und fließen, wenn nötig, in die Analyse der Schreibphasen mit ein. An dieser Stelle soll das Gewicht speziell auf der Beziehung zwischen Sophia⁷ Rilke und ihrem Sohn René sowie auf der Jugend Rilkes liegen. Es muss zwar in der Behandlung des Themas klar zwischen den Personen Rainer Maria Rilke bzw. Sophia Rilke und den Figuren des Brief-Ichs und der Mutter unterschieden werden,⁸ doch ist für das Gesamtverständnis und die Realisierung der Tragweite des Themengebiets ein biografischer Hintergrund vonnöten.

René Karl Wilhelm Johann Josef Maria wurde am 4. Dezember 1875 in Prag geboren. Seine Eltern Josef Rilke⁹ und Sophia Rilke, geborene Entz,¹⁰ heirateten 1873 und bekamen eine Tochter, die allerdings schon vor der Geburt René's, vermutlich im Alter zwischen einem und zwei Jahren, verstarb. Diesen tragischen Verlust kompensierte Sophia, indem sie ihren Sohn bis zum fünften Lebensjahr wie ein Mädchen erzog. Er wurde in Mädchenkleidern herausgeputzt, spielte mit Puppen und trug lange Locken. Wie André Green beschreibt, wirkt dieses Ablehnen des biologischen Geschlechtes des Kindes durch die Mutter in den ersten zweieinhalb Jahren prägend auf das Kind und

⁷ Über die Schreibweise des Vornamens herrscht einige Unstimmigkeit. So wird sie von Ingeborg Schnack als „Sophie“ eingeführt (Schnack: Chronik, S. 8 ff.), von Carl Sieber, dem Mann ihrer Enkelin, als „Sofia“ (Carl Sieber: René Rilke. Die Jugend Rainer Maria Rilkes. Leipzig: Insel Verlag 1932. S. 21 ff.) und von Hella Sieber-Rilke als „Sophia“ (Hella Sieber-Rilke: Nachwort. In: Rainer Maria Rilke: Briefe an die Mutter. 1896 bis 1926. Hg. v. Hella Sieber-Rilke. Bd. 2: Briefe aus den Jahren 1910 bis 1926. Frankfurt a. M./Leipzig: Insel Verlag 2009. S. 721–726, zit. S. 721). Einigkeit herrscht zumindest über ihren Spitznamen „Phia“. Der Herausgeberin der dieser Arbeit zugrunde liegenden Primärliteratur folgend, wird im Folgenden die Schreibweise „Sophia“ verwendet.

⁸ Im Folgenden wird daher nur dann von „Rilke“ die Rede sein, wenn der Autor gemeint ist, ebenso von „Sophia Rilke“, falls die historische Person Rilkes Mutter auftritt. Zur Benennung der Figuren aus den Mutter-Briefen werden die Abstrakta „Sohn“, „Schreiber“ oder „(Brief-)Ich“ sowie „die Mutter“ oder „die Adressatin“ verwendet, worunter niemals die biografischen Personen zu verstehen sind.

⁹ * 25. 9. 1838, † 4. 3. 1906.

¹⁰ * 4. 5. 1851, † 21. 9. 1931, wobei das Geburtsdatum umstritten ist. Ingeborg Schnack führt diese Daten an (Schnack: Chronik, S. 8), während Fritz J. Raddatz davon spricht, Sophia sei nicht viel jünger als Josef Rilke gewesen (vgl. Fritz J. Raddatz: Rainer Maria Rilke. Überzähliges Dasein. Eine Biographie. Zürich: Arche Literatur Verlag 2009. S. 14), was für ein früheres Geburtsdatum Sophias oder ein späteres Josefs spricht. Carl Sieber erwähnt, Sophia sei über 80 Jahre alt geworden (vgl. Sieber: René Rilke, S. 45), wobei ihr Sterbedatum nicht anzuzweifeln ist. Der Thematisierung des konkreten Alters geht die Mutter in den Briefen aus dem Weg. So weigert sie sich beispielsweise, dem Sohn ihr genaues Geburtsdatum mitzuteilen (vgl. B 797/II/199 bzw. B 799/II/201).

kann zu Destruktionstrieben führen.¹¹ Dieser Möglichkeit wird im Verlauf der Aufarbeitung der literarischen Mutter-Sohn-Konstellation nachgegangen.

Als René acht Jahre alt war, verließ Josef Rilke seine Familie, es sollte jedoch nie zu einer offiziellen Scheidung kommen. Mit elf Jahren schließlich kam René in die Militär-Unterrealschule St. Pölten, was aufgrund der großen Differenzen zu seiner bisherigen Erziehung zu traumatischen Erlebnissen führte und laut Stefan Schank auch in der Erzählung „Pierre Dumont“ literarisch verarbeitet wurde.¹² Die Aufarbeitung dieses Traumas in der Korrespondenz mit der Mutter wird in Kapitel III/1.2.3.1 noch weiterführend behandelt. Hans Egon Holthusens Einwurf zum autobiografischen Wert solcher literarischer Kindheitserinnerungen Rilkes ist allerdings großes Gewicht einzuräumen: „Fast jede erinnernde Aufzeichnung ist unwillkürlich stilisiert, durch Einbildungskraft schon verwandelt.“¹³

1891 verließ René die Militär-Oberrealschule Mährisch-Weißkirchen, in die er 1890 gewechselt hatte, und bereitete sich ab 1892 in Prag auf die Matura vor. Sophia zog alleine von Prag nach Wien, ein für damalige Verhältnisse mutiger und gesellschaftlich verpönter Akt weiblicher Eigenständigkeit. Scheinbar beeinflusst durch die negative Haltung der väterlichen Familie zu Sophia Rilke und deren Lebensweise, erlitt die Korrespondenz zwischen Mutter und Sohn zwischen 8. August 1893 und 5. Dezember 1896 einen totalen Einbruch. René zog 1896 zum Studium nach München. Das Wiedereinsetzen der Kommunikation stellt den Beginn der „Briefe an die Mutter“¹⁴ dar, ein Briefverkehr, der bis zum Tod Rilkes am 29. Dezember 1926 im Sanatorium Valmont in der Schweiz nicht mehr abbrechen sollte.¹⁵

¹¹ Vgl. André Green: Die tote Mutter. Psychoanalytische Studien zu Lebensnarzissmus und Todesnarzissmus. Gießen: Psychosozial-Verlag 2004 (= Bibliothek der Psychoanalyse, hg. v. Hans-Jürgen Wirth). S. 220 ff.

¹² Vgl. Stefan Schank: Kindheitserfahrungen im Werk Rainer Maria Rilkes. Eine biographisch-literaturwissenschaftliche Studie. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 1995 (= Saarbrücker Beiträge zur Literaturwissenschaft, hg. v. Karl Richter, Gerhard Sauder u. a., Bd. 50). S. 250 ff.

¹³ Hans Egon Holthusen: Rainer Maria Rilke in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 1958 (= rowohlts monographien, hg. v. Kurt Kusenberg, Nr. 22). S. 11.

¹⁴ Der Einfachheit halber werden im Folgenden die Bezeichnungen „Mutter-Briefe“ oder „Briefe an die Mutter“ für die behandelten Briefe Rilkes verwendet, obwohl der Verfasserin bewusst ist, dass die vorliegende Briefausgabe nicht alle Briefe Rilkes an seine Mutter umfasst (vgl. dazu Kapitel II/2). Die Termini beziehen sich demnach auf die bereits edierten Briefe, wobei unter „Brief“ alle Arten der Korrespondenz zu verstehen sind, seien es Telegramme, Postkarten, Briefkarten oder klassische Briefe.

¹⁵ Alle nicht gesondert belegten Angaben dieses Kapitels beziehen sich auf: Schnack: Chronik; Raddatz: Überzähliges Dasein.

1.2 Rilke als Briefschreiber

„Ich gehöre zu den Menschen, den altmodischen, die den Brief noch für ein Mittel des Umgangs halten, der schönsten und ergiebigsten eines.“¹⁶ Dieses Geständnis, konsequenterweise in Briefform mitgeteilt, umreißt den Stellenwert der epistolarischen Kommunikation im Leben Rilkes. Man geht davon aus, dass Rilke mit mehr als 1000 Personen korrespondierte, weit mehr als 10.000 Briefe sind erhalten.¹⁷ In beinahe 100 Ausgaben wurden Rilkes Briefe bis heute ediert, wobei noch immer nicht alle erhaltenen Briefe erfasst sind.¹⁸ Ferenc Szász' aktualisierte Briefkonkordanz gewährt einen Einblick in die enorme epistolarische Produktivität Rilkes.¹⁹

„Die Form des Briefes ist anachronistisch“,²⁰ schrieb Adorno und bezeichnete damit genau diese von Rilke angesprochene altmodische Fähigkeit zum Briefe-Schreiben. Rilkes Aussage zeigt, dass der Autor seine Angewohnheit reflektierte und wertete, und deutet darauf hin, dass die „nicht kontrollierbare[] mediale[] Eigenlogik“²¹ des Briefes einen Einfluss auf seine Kommunikationsbereitschaft ausübte. Parallel zur räumlichen Distanz zwischen Schreiber und Adressat²² tritt eine zeitliche Diskrepanz zwischen Abfassen und Lesen des Briefes ein. Auf Basis dieser räumlichen und zeitlichen Entfernung der Briefpartner und der Thematisierung des Briefe-Schreibens in „Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“ entwarf Davide Giuriato „Rilkes postalische Brieftheorie“²³. Demnach müssen aufgrund der zeitlichen Zäsur, die durch die postalische Übermittlung eintritt, die Inhalte der Briefe prinzipiell vom realen Schreiber abstrahiert werden, da sie zum Zeitpunkt der Rezeption bereits die Transformation vom spontanen Ausspruch (vergleichbar dem Gespräch) zum bestehenden, womöglich schon

¹⁶ Rainer Maria Rilke: Brief. v. 2. 8. 1919 an Lisa Heise. In: Ders.: Briefwechsel mit einer jungen Frau. Hg. v. Horst Nalewski. Frankfurt a. M./Leipzig: Insel Verlag 2003. S. 8–10, zit. S. 10.

¹⁷ Vgl. Davide Giuriato: Die „unwirthlichen Blätter“. Rilke, das Papier, die Post und die Briefe an Benvenuta. In: Der Brief – Ereignis & Objekt. Frankfurter Tagung. Hg. v. Waltraut Wiethölter u. Anne Bohnenkamp. Frankfurt a. M./Basel: Verlag Stroemfeld 2010. S. 134–146, zit. S. 134.

¹⁸ Vgl. Ferenc Szász: Einführung. In: Konkordanz zu den veröffentlichten Briefen Rainer Maria Rilkes. Bearbeitet v. Ferenc Szász (2006), aktualisiert v. Rätus Luck (2010). http://www.rilke.ch/biblio/Rilke_Briefkonkordanz_012011.pdf (13. 9. 2011). S. 2–4, zit. S. 4.

¹⁹ Szász: Briefkonkordanz.

²⁰ Theodor W. Adorno: Benjamin, der Briefschreiber. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Hg. v. Rolf Tiedemann. Bd. 2: Noten zu Literatur. 4. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag 1996. S. 583–590, zit. S. 585.

²¹ Giuriato: Die „unwirthlichen Blätter“, S. 136.

²² An dieser Stelle sei angemerkt, dass die gelegentlich verwendete maskuline Form „der Schreiber“, „der Adressat“ usw., soweit nicht speziell ein Mann gemeint ist, geschlechtsneutral zu verstehen ist. Das dargestellte Verhältnis zwischen Mutter und Sohn hingegen ist *nicht* auf eine parallele Situation zwischen Vater und Tochter o. Ä. umlegbar.

²³ Giuriato: Die „unwirthlichen Blätter“, S. 136.

wieder veralteten schriftlichen Zeugnis (vergleichbar einem literarischen Werk) durchlaufen haben.²⁴

Die Hinwendung zum geschriebenen Wort ist also eine Hinwendung zur literarisierten Form der Korrespondenz und somit eine Abkehr von der dialogischen Kommunikation. So wird Rilkes „kunstreichen Briefen“²⁵ eine monologische Struktur zugeschrieben, bei der der Fokus auf der Erforschung des eigenen Seelenzustandes liegt und weniger auf partnerschaftlichem Austausch.²⁶ Die psychische Komponente davon, ein Medium der Distanz zur Ergründung der eigenen Person zu verwenden, wird vor allem in Abschnitt IV der vorliegenden Arbeit noch eingehend untersucht. Die Wahl eines Mediums, dem außerdem lange Zeit weibliche Attribute zugesprochen wurden,²⁷ ist im Rahmen der schwierigen geschlechtlichen Rollenzuordnung, wie in Kapitel IV/2.2 besprochen, ein weiterer Diskussionsgegenstand.²⁸

Rilke selbst führt im Jahr 1923 in einem Brief an Xaver von Moos aus: „[I]ch fühle immer mehr, daß es die gleiche Feder ist, die beide Schriftlichkeiten, die der Arbeit und die des Verkehrs, zu leisten hat“.²⁹ Die Ähnlichkeit der literarischen und der epistolarischen Arbeit führt zu einer Art Konkurrenzverhalten zwischen diesen beiden Sphären und spricht für eine generelle Stilisierung jeglicher schriftlichen Mitteilung. Die persönliche Nachricht ist demnach bereits literarisch gefärbt, „das Sich-privat-Mitteilen selbst wird somit Fiktion“³⁰. Eine Auseinandersetzung mit Rilkes epistolarischem Werk muss also vom historisch-biografischen Aspekt zumindest teilweise

²⁴ Vgl. Giuriato: Die „unwirthlichen Blätter“, S. 136 f.

²⁵ Reinhard M. G. Nickisch: Brief. Stuttgart: J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung/Carl Ernst Poeschel Verlag 1991 (= Sammlung Metzler 260). S. 62.

²⁶ Vgl. Nickisch: Brief, S. 61.

²⁷ Vgl. Christa Hämmerle, Edith Saurer: Frauenbriefe – Männerbriefe? Überlegungen zu einer Briefgeschichte jenseits von Geschlechterdichotomien. In: Briefkulturen und ihr Geschlecht. Zur Geschichte der privaten Korrespondenz vom 16. Jahrhundert bis heute. Hg. v. Christa Hämmerle u. Edith Saurer. Wien u. a.: Böhlau Verlag 2003 (= L’Homme Schriften, Bd. 7). S. 7–32, zit. S. 7.

²⁸ Allerdings kann in vorliegender Arbeit nicht auf die These, Rilke sei homosexuell gewesen, eingegangen werden, da diese in ihrer Relevanz für die Untersuchung der Mutter-Briefe nicht maßgeblich ist. Das Akzeptieren der femininen Anteile in der Persönlichkeit Rilkes wird in Kapitel IV/2.2 mit den Anschauungen Weiningers verglichen, an dieser Stelle soll lediglich zu den Schlagworten „Zwangsheterosexualität“ und „Homosexualität“ bei Rilke ein Aufsatz angeführt werden: Tineke Ritmeester: Rilke und die „namenlose Liebe“. Eine vorläufige Bestandsaufnahme. In: Rilke-Rezeptionen. Rilke Reconsidered. Hg. v. Sigrid Bauschinger u. Susan L. Cocalis. Tübingen/Basel: Francke Verlag 1995 (= Neunzehntes Amherster Kolloquium zur Deutschen Literatur, hg. v. Sigrid Bauschinger u. Susan L. Cocalis). S. 201–213.

²⁹ Rainer Maria Rilke: Brief v. 10. 2. 1923 an Xaver von Moos. In: Ders.: Briefe aus Muzot. 1921 bis 1926. Hg. v. Ruth Sieber-Rilke u. Carl Sieber. Leipzig: Insel-Verlag 1935. S. 179–182, zit. S. 180.

³⁰ Nickisch: Brief, S. 98.

abrücken und der literarischen Komponente ausreichend Raum lassen. Diesen Aspekt unterstreicht auch die testamentarische Verfügung des „Virtuosen der Briefkunst“³¹:

Da ich, von gewissen Jahren ab, einen Theil der Ergiebigkeit meiner Natur gelegentlich in Briefe zu leiten pflegte, steht der Veröffentlichung meiner, in Händen der Adressaten etwa erhaltenen, Correspondenzen (falls der Insel-Verlag dergleichen vorschlagen sollte) nichts im Wege.³²

Dieser „Aufforderung“ folgend, wurden bis heute etliche Briefwechsel Rilkes ediert und in den Stand des literarischen Werkes erhoben. Darüber hinaus versteht Bernhard Zeller Rilkes Briefe nicht nur als Teil seines Gesamtwerkes, sondern sogar als „Schlüssel für seine Dichtung“³³. Vorliegende Arbeit setzt die „Briefe an die Mutter“ jedoch nicht explizit in den Rahmen des literarischen Gesamtwerkes und sucht auch nach keinen brieflich mitgeteilten Deutungsansätzen für Rilkes Dichtung. Vielmehr beleuchtet nachfolgende Analyse die Mutter-Briefe als in sich geschlossene und durchstrukturierte literarische Einheit, die einen Beitrag zu den Diskussionen der damaligen Zeit leistet und in literarischer Eigenständigkeit eine Auseinandersetzung mit dem Thema der Mutter-Sohn-Beziehung darstellt.

2 Editions-geschichte der „Briefe an die Mutter“

Die Rilke'schen Mutter-Briefe wurden bisher in mehreren Etappen ediert, wobei noch immer keine Gesamtausgabe vorliegt.

In Heft 7-8 der „Blätter der Rilke-Gesellschaft“ aus den Jahren 1980/81 wurde erstmals und unkommentiert „Ein Brief Rilkes an seine Mutter“ herausgegeben, und zwar der Brief vom 22. März 1899.³⁴

1995 veröffentlichte Hella Sieber-Rilke das Bändchen „Weihnachtsbriefe an die Mutter“, eine Sammlung der 26 „Weihnachtsbriefe“ zwischen 1900 und 1925.³⁵ Zur Zele-

³¹ Bernhard Zeller: Monumente des Gedenkens. Briefliteratur und ihre Editionen. In: Adressat: Nachwelt. Briefkultur und Ruhmbildung. Hg. v. Detlev Schöttker. München: Wilhelm Fink Verlag 2008. S. 37–52, zit. S. 45.

³² Rainer Maria Rilke: Beilage zum Brief v. 29. 10. 1925 an Nanny Wunderly-Volkart. In: Ders.: Briefe an Nanny Wunderly-Volkart. Im Auftrag der Schweizerischen Landesbibliothek und unter Mitarbeit von Niklaus Bigler besorgt durch Rätus Luck. Bd. 2. Frankfurt a. M.: Insel Verlag 1977. S. 1192 f., zit. S. 1193.

³³ Zeller: Monumente des Gedenkens, S. 46.

³⁴ Rainer Maria Rilke: Brief v. 22. 3. 1899 an Phia Rilke. In: Blätter der Rilke-Gesellschaft 7-8 (1980/81). S. 57.

³⁵ Rainer Maria Rilke: Weihnachtsbriefe an die Mutter. Hg. v. Hella Sieber-Rilke. Frankfurt a. M.: Insel Verlag 1995.

brierung des Weihnachtsfestes wurde es Brauch zwischen Mutter und Sohn, gemeinsam um 18 Uhr einander zu gedenken und die Geschenke zu öffnen. Zu diesem Anlass schrieb Rilke meist besonders ausführliche und kunstvolle Briefe, die unter besonderer Ernsthaftigkeit in den Tagen vor Weihnachten zurückgehalten wurden und erst zur gemeinsamen Stunde geöffnet werden durften.³⁶

2009 schließlich wurden alle erhaltenen Briefe Rilkes an Sophia Rilke zwischen 5. Dezember 1896 und 29. November 1926 veröffentlicht. Die zweibändige, kommentierte Ausgabe umfasst insgesamt 1134 Briefe und wurde von Hella Sieber-Rilke, Ehefrau des Rilke-Enkels Christoph Sieber-Rilke, ediert und kommentiert. „Sollte eine solche prekäre Forschungsarbeit in einer Familie bleiben?“,³⁷ fragt Ursula Krechel und schneidet damit ein empfindliches Thema an, das hier aber nicht weiter problematisiert werden kann.

Doch selbst dieses Mammutprojekt umfasst noch nicht alle Briefe, die Rilke an seine Mutter verfasste. Die Nachrichten aus der Militärschulzeit in St. Pölten und Mährisch-Weißkirchen sollen in einem gesonderten Band veröffentlicht werden.³⁸

Da Sophia Rilke die Briefe von ihrem „bewunderten Sohn“³⁹ akribisch archivierte, war eine nahezu lückenlose Ausgabe möglich. Auf der anderen Seite hat Rainer Maria Rilke die Briefe von seiner Mutter vernichtet. Die wenigen erhaltenen Mitteilungen der Mutter, die Rilke an Sophia zurückgegeben hat, hat sie schließlich selbst „[i]n einem großen Zerstörungswerk“⁴⁰ einer möglichen Leserschaft entzogen.

3 Forschungsstand

Bisher ist noch keine umfassende wissenschaftliche Abhandlung zu den Briefen vorgelegt worden, allerdings einige kürzere Rezensionen, die die Rolle der Figuren und den Wert der Briefe recht unterschiedlich fokussieren.

Im Presstext des Insel Verlages heißt es beispielsweise: „[I]mmer entsteht das Bild eines warmherzig liebenden Sohnes, der sich aufrichtig um ihr [der Mutter] Wohl-

³⁶ Nur ein Beispiel von vielen: B 721/II/99, in dem das „nicht zu Eröffnende“ erwähnt wird, das „als Nichtzuöffnendes strengstens weggelegt“ werden muss.

³⁷ Ursula Krechel: Rainer Maria Rilke. Der treue Sohn. Die bisher unveröffentlichten Briefe Rainer Maria Rilkes an seine Mutter, an Eva Cassirer und Hertha Koenig. In: Zeit Online v. 15. 1. 2010. <http://www.zeit.de/2010/03/L-B-Rilke-Briefe> (20. 9. 2011). S. 1.

³⁸ Vgl. Sieber-Rilke: Nachwort Mutter-Briefe, S. 722.

³⁹ Sieber-Rilke: Nachwort Mutter-Briefe, S. 722.

⁴⁰ Sieber-Rilke: Nachwort Mutter-Briefe, S. 722.

ergehen sorgt.“⁴¹ Diese Aussage knüpft an Hella Sieber-Rilkes Kommentar aus dem Nachwort zu den „Weihnachtsbriefen an die Mutter“ an:

Sie [die Weihnachtsbriefe] sind ausgefüllt vom inneren, vom verbindenden Leben zwischen Sohn und Mutter. Der Sohn konnte ihr die schwersten und tiefsten Texte schreiben; Briefe, die an die *Elegien* und die Traktate *Über Gott* oder den *Brief des jungen Arbeiters* heranreichen.⁴²

Und auch Erich Simenauer führt die Briefe Rilkes an seine Mutter an, wenn er die Relevanz der Mutter für die Entwicklung des Kindes René aufzuschlüsseln versucht:

[W]o wäre Rilke eindeutiger und harmloser als in seinem Verhältnis zur Mutter? Wo fände sich bei ihm eine stetigere Gefühlslage als die des ergebenen, verehrenden und liebenden Sohnes? [...] Schon dem Umfang nach stellen seine Briefe an die Mutter eine imposante Leistung dar, wie uns [Carl] Sieber versichert, und sie werden mit fortschreitenden Jahren immer inniger im Ton und herzlicher im Ausdruck; auch das Gefühl für die Verbundenheit mit seiner Mutter nimmt in ihnen stetig zu. Gern werden Rilkes berühmte Weihnachtsbriefe an sie für seine herzliche Zuneigung und das vorbildliche Sohn-Mutter-Verhältnis angeführt.⁴³

Dass nach der Veröffentlichung sämtlicher Mutter-Briefe zwischen 1896 und 1926 eine solche These nicht mehr haltbar ist, wird vorliegende Arbeit herausarbeiten.

Unter dem Titel „Rainer Maria Rilke war ein guter Sohn“ führt auch Rüdiger Görner aus, wie lieb und gut Rilke als Sohn sein wollte, ebenso eine Haltung, die nach eingehender Lektüre und Analyse der Briefe für den Schreiber nicht haltbar ist, wie sich in Teil III der vorliegenden Arbeit zeigen wird.

Einen kritischeren Standpunkt bezieht Ursula Krechel, indem sie Projektion und Abwehr als maßgebliche Themen schildert und ebenso den „höflichen Konversationston“, durch den „äußerste Höflichkeit, Balance, die Maske der Zugewandtheit bewahrt werden“.⁴⁴ Als Kommunikationsprinzip versteht Krechel die Schonung der Mutter, eine These, die nachfolgende Analyse aufgreifen und diskutieren wird.

Torsten Hoffmann nennt die Mutter-Briefe eine „oft in Eile und fast durchweg ohne besonderen Esprit geschriebene Briefsammlung“⁴⁵ in der „Rilke sowohl Reflexionen über sein Schreiben als auch Einblicke in seine Innenwelt mit ziemlicher Konsequenz [...] heraushält“⁴⁶. Einen besonderen Reiz macht für Hoffmann aus, Rilkes Mutter-

⁴¹ O. A.: http://www.suhrkamp.de/buecher/briefe_an_die_mutter-rainer_maria_rilke_17318.html (13. 9. 2011).

⁴² Hella Sieber-Rilke: Nachwort. In: Rilke: Weihnachtsbriefe an die Mutter, S. 87 f., zit. S. 87 f.

⁴³ Erich Simenauer: Rainer Maria Rilke. Legende und Mythos. Bern: Verlag Paul Haupt 1953. S. 234.

⁴⁴ Krechel: Der treue Sohn, S. 2.

⁴⁵ Torsten Hoffmann: Besprechung zu: Hella Sieber-Rilke (Hrsg.): Rainer Maria Rilke: Briefe an die Mutter. 1896 bis 1926. In: Zeitschrift für Germanistik. Neue Folge 3 (2010). S. 692–694, zit. S. 692.

⁴⁶ Hoffmann: Besprechung, S. 693.

Briefe mit Briefen an andere Adressaten zu vergleichen und inhaltliche wie stilistische Diskrepanzen herauszuarbeiten. Dieser biografische Ansatz ist legitim, soll jedoch in vorliegender Analyse nicht weiter berücksichtigt werden.

Christoph König betont in seiner Rezension den Zusammenhang zwischen der Mutter-Sohn-Beziehung und dem Schaffen Rilkes: „Rilkes Briefe sorgen gleichermaßen dafür, die Mutter fernzuhalten und dennoch ihr Wohlwollen nicht zu verlieren. Beides benötigt er für seine Arbeit“.⁴⁷ Das Spiel oder vielmehr die Zerreißprobe zwischen Nähe und Ferne wird ausführlich in Kapitel III/1.2.1 der vorliegenden Arbeit behandelt, doch soll auch hier von einer rein biografischen Sichtweise so weit wie möglich Abstand genommen werden.

Allen angeführten Beiträgen ist gemein, dass „die Mutter-Briefe“ als Einheit gesehen werden, die offenbar durch keine Entwicklungsschritte der Briefpartner oder andere Schwankungen strukturiert wird. Als Beweis der mangelnden Veränderung werden vielmehr die sich über Jahrzehnte hinziehenden Entschuldigungsfloskeln angeführt und auch die stete Beibehaltung des Kindheitsnamens „René“ anstatt „Rainer“. Nachfolgende Analyse wird zur Frage der Figurenentwicklung einige dazu grundlegend abweichende Feststellungen machen.

4 Forschungsziel und Methode

Ausgangspunkt der Untersuchung der vorliegenden Mutter-Briefe ist eine textimmanente Lektüre, wobei der Fokus besonders auf den spezifischen Charakteristika des Briefmediums liegt. Erst durch die medialen Besonderheiten gewinnen manche Motive an Wert für die Interpretation und führen hin zu einer Argumentation, die die Rilke'schen Mutter-Briefe als eigenständiges literarisches Werk deklariert. Biografische Bezüge wie Rilke als Briefschreiber oder Zusammenhänge zwischen Rilkes Werk und den Mutter-Briefen werden weitgehend ausgeklammert. An wenigen Stellen lediglich dienen derartige textexterne Verweise zur historischen oder biografischen Untermauerung der jeweiligen Thesen.

Auf Basis der Informationen zur Produktivität des Schreibers und unter Einbeziehung inhaltlicher und sprachlicher Faktoren soll der Frage nachgegangen werden, ob und

⁴⁷ Christoph König: Drangsal und Ritual. Rilkes Briefe an die Mutter als Übung in Distanz. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung 273 (2010). S. 32.

inwieweit sich eine Entwicklung der einzelnen Figuren bzw. der Beziehung zwischen den Figuren abzeichnet. Dazu werden einzelne inhaltliche Motive über die 30-jährige Korrespondenz hinweg verfolgt und in ihrer Entwicklung analysiert bzw. stilistische Veränderungen gekennzeichnet und ausgewertet.

Nach erfolgter Analyse werden die gewonnenen Ergebnisse aus geistesgeschichtlichem, soziologischem, psychoanalytischem und diskurstheoretischem Blickwinkel betrachtet, um die Relevanz der Rilke'schen Mutter-Briefe als Beitrag zur Debatte historisch relevanter Themen zu klären. Diese breit gefächerten und exemplarischen Darstellungen der sich in den Mutter-Briefen entfaltenden Thematiken können allerdings nicht erschöpfend behandelt werden – sie stellen die erarbeiteten Ergebnisse lediglich in einen größeren Zusammenhang und sollen als Anstoß für weiterführende Diskussionen dienen.

Durchwegs maßgeblich ist eine Fokussierung auf die Briefe als literarische Produkte. Die diskursiven Figuren „René“ und „Mama“ sind demnach nicht identisch mit Rainer Maria Rilke und seiner Mutter Sophia Rilke. Die Abwendung vom biografischen Kontext der Briefe und daher auch von den realen Persönlichkeiten der Briefschreiber und der Adressaten fand schon im 18. Jahrhundert mit Novalis statt, der proklamierte, die Natur des Briefes sei in Wirklichkeit poetisch.⁴⁸ Goethe ergänzte diese Aussage zum Wesen des Briefes, indem er auch die Rezeption von Briefen und literarischen Werken gleichsetzte, als er schrieb, Briefe seien „Blätter für die Nachwelt“⁴⁹. Der literarische Wert, der über den momentanen (Informations-)Wert für den Adressaten hinausgeht, soll in vorliegender Arbeit an vorderster Stelle stehen und gegenüber den bereits vorgelegten biografisch-historischen Untersuchungen als Ergänzung dienen. Wie schon weiter oben erwähnt, neigt Rilke zur Umsetzung seiner eigenen Erinnerungen bzw. seiner momentanen Tätigkeit in literarisch ästhetische Gebilde, was Nickisch folgendermaßen umreißt: Bei Rilke „geht das Raffinement der Stilisierung so weit, daß der scheinbar nur ganz persönlich sich mitteilende Briefschreiber als eine ‚ästhetische Rolle‘ benutzt wird“⁵⁰. Demnach handelt es sich beim schreibenden Ich der Mutter-Briefe um die literarisch ausgeformte Figur des Sohnes. Auch der Tradition des *linguistic turn* folgend, können die Briefe nicht mehr nur als biografische Informationsquelle betrachtet werden. Die angesprochenen Probleme entfalten ihre Relevanz

⁴⁸ Vgl. Novalis: Blütenstaub. In: Athenaeum. Eine Zeitschrift 1 (1798). S. 70–106, zit. S. 86.

⁴⁹ Johann Wolfgang Goethe: Vorrede. In: Winckelmann und sein Jahrhundert in Briefen und Aufsätzen.

Hg. v. Johann Wolfgang Goethe. Leipzig: VEB Seemann Verlag 1969. S. 44–47, zit. S. 46.

⁵⁰ Nickisch: Brief, S. 98.

demnach nicht nur in inhaltlich-biografischer Hinsicht, sondern vor allem durch die Art ihrer sprachlichen Darstellung. Die Wahl des Mediums Brief, die stilistische Aufbereitung der Konversation sowie die offen angesprochenen oder auch nur angedeuteten Belange von Mutter und Sohn sollen daher im Zentrum der Untersuchung stehen. Der Konflikt mit der Mutter ist kein realer, sondern ein sich auf verschiedenen Ebenen manifestierender Beitrag zum Diskurs der Zeit.

Eine Untersuchung der Figuren muss auch vor dem Hintergrund geschehen, dass lediglich eine Briefwirklichkeit abgebildet ist, und zwar die des Sohnes, da die Antwortbriefe der Mutter fehlen. „In einer Korrespondenz ist es, zumindest vorübergehend, möglich, ein Ideal-Ich ebenso wie ein ideales Bild des anderen zu imaginieren, ohne beides (wie im persönlichen Gespräch) sofortiger Korrektur auszusetzen.“⁵¹ Der Sohn konstruiert ein ideales Bild von sich, seiner Umwelt und auch seiner Mutter. Das Fehlen einer Gegendarstellung aus mütterlicher Sicht ist aus historischer und biografischer Hinsicht ein unersetzlicher Mangel, wie auch Herausgeberin Hella Sieber-Rilke im Nachwort ihrer Ausgabe anmerkt.⁵² Die Betrachtung von Rilkes Mutter-Sohn-Konstrukt gewinnt jedoch durch die einseitige Sichtweise an Präzision und lässt die Konflikte ohne Abschwächung oder zusätzliche Komplikationen in den Vordergrund treten.

⁵¹ Angelika Ebrecht: Rettendes Herz und Puppenseele. Zur Psychologie der Fernliebe in Rilkes Briefwechsel mit Magda von Hattingberg. In: Die Frau im Dialog: Studien zu Theorie und Geschichte des Briefes. Hg. v. Anita Runge u. Lieselotte Steinbrügge. Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1991. S. 147–172, zit. 147.

⁵² Vgl. Sieber-Rilke: Nachwort Mutter-Briefe, S. 721.

III Textarbeit

Aufgrund der stark variierenden Produktivität Rilkes, die nachfolgende Grafik veranschaulicht, lässt sich der Textkorpus in vier Korrespondenz-Phasen einteilen. Dabei lassen sich zwei Produktions-Hochphasen ausmachen, die je von deutlich schwächer ausfallenden und doppelt so lange andauernden Perioden abgelöst werden. Grafisch dargestellt werden die Anzahl der verfassten Briefe sowie der Umfang der angefertigten Korrespondenz in Druckseiten, wie sie der vorliegenden Ausgabe entsprechen. Abgezogen wurden etwaige Übersetzungen fremdsprachlicher Briefe, die von der Herausgeberin in Kleindruck angeführt werden.⁵³

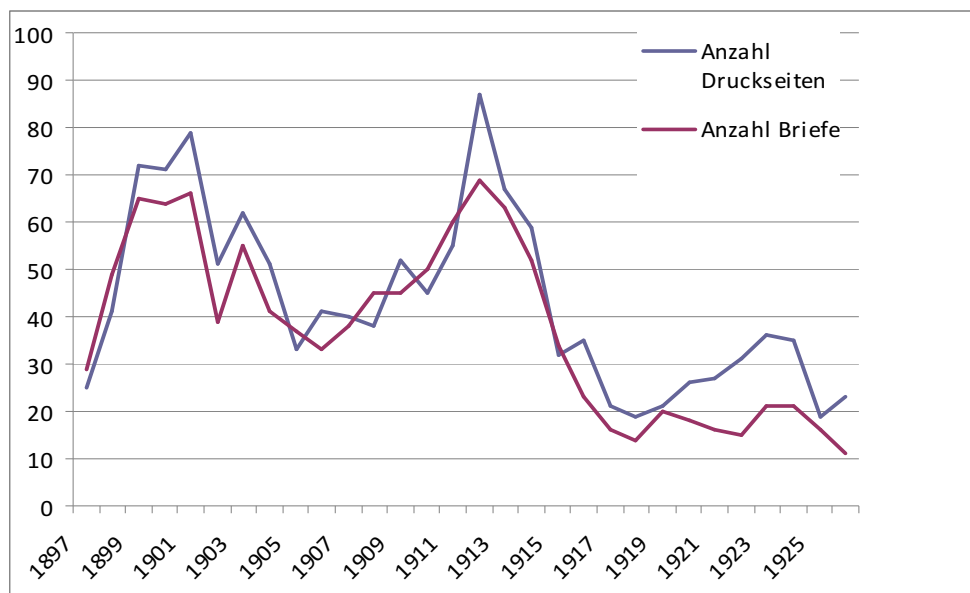


Abb. 1: Grafische Darstellung des Briefverkehrs

Anhand stilistischer, inhaltlicher und auch biografischer Aspekte sollen nun die vier Produktivitäts-Phasen näher untersucht und in ihrer Relevanz für die Deutung der Mutter-Briefe bestätigt werden. Ziel ist es, die Entwicklung der Korrespondenz und der konstruierten Briefpartner anhand dieser Abschnitte zu systematisieren. Durch die Gliederung des Textkorpus soll es möglich werden, anhand von simplifizierenden Schlagworten eine Entwicklung in der vorliegenden Mutter-Sohn-Beziehung einprägsam nachzuzeichnen und diese anschließend in weiterführende Diskussionen einzuordnen.

⁵³ Nicht berücksichtigt wurden nachweislich verloren gegangene Briefe. Da die Archivierung der Briefe beinahe lückenlos stattfand und die Zahl sowie der vermutete Umfang der verlorenen bzw. zerschnittenen Briefe vernachlässigbar sind, wie sich aus einer exakten inhaltsbezogenen Lektüre ergeben hat, konnte in dieser überblicksartigen Darstellung auf eben genannte Details verzichtet werden.

1 Phase I (1896–1901): Konflikt zwischen Wiederannäherung und Abgrenzung

1.1 Biografische Einordnung

Phase I erstreckt sich vom Einsetzen der „Briefe an die Mutter“ am 5. Dezember 1896 bis ins Jahr 1901. Dem Briefverkehr geht eine zwei- bis dreijährige Schweigezeit zwischen Mutter und Sohn voraus. Hella Sieber-Rilke datiert den „Stillstand der Korrespondenz“⁵⁴, den sie als „Krise“⁵⁵ bezeichnet, auf die Zeit zwischen dem 8. August 1893 und dem 4. Dezember 1896. Ein Telegramm von Sophia Rilke zum 4. Dezember 1896, dem 21. Geburtstag ihres Sohnes, soll diese Zeit der Entfremdung beendet haben.⁵⁶ Laut Ingeborg Schnacks Rilke-Chronik sendete hingegen Rainer Maria (damals noch René) Rilke am 3. Dezember 1896 seiner Mutter ein Exemplar von „Traumgekrönt. Neue Gedichte von René Maria Rilke“, seinem gerade neu erschienenen Gedichtband.⁵⁷ Sophias Telegramm vom 4. Dezember wäre demnach kein aktiver Annäherungsversuch gewesen, sondern lediglich eine der Höflichkeit entsprechende Formalität. In Brief 2 gibt der Schreiber hingegen an, das Buch „Traumgekrönt“ am 5. Dezember an die Mutter gesandt zu haben (B 2/I/10). Diese Diskrepanz in Bezug auf das Wiedereinsetzen der Korrespondenz wird in der vorliegenden kommentierten Brief-Ausgabe genauso wenig aufgelöst wie die Unstimmigkeit der im Nachwort erwähnten dreijährigen Schweigezeit mit folgender Bemerkung aus Brief 2: „Ich bin in der Zeit meines Fernseins um zwei Körperjahre [...] älter geworden.“ (B 2/I/9)

Verwirrung stiftet ebenfalls die in den Anmerkungen zu Brief 1 festgehaltene Feststellung, die den als gesichert anzusehenden biografischen Fakten Rilkes widerspricht: „Am 5. Dezember 1896 [sic!] wurde R. einundzwanzig Jahre alt.“⁵⁸ Dass diese Verwechslung der Daten zu einer falschen Datierung des ersten Telegramms (B 1/I/9) geführt hat, ist nicht ausgeschlossen, da auch Hella Sieber-Rilke im Nachwort der Ausgabe von einer sofortigen Rückantwort Rilkes an die Mutter spricht, „so schnell, als habe er nur auf das erlösende Wort der Mutter gewartet“⁵⁹. Es ist daher möglich, dass der Briefverkehr mit der Mutter bereits am 4. Dezember 1896 einsetzte. Es ist demnach

⁵⁴ Sieber-Rilke: Nachwort Mutter-Briefe, S. 722.

⁵⁵ Sieber-Rilke: Nachwort Mutter-Briefe, S. 723.

⁵⁶ Vgl. Sieber-Rilke: Nachwort Mutter-Briefe, S. 723.

⁵⁷ Vgl. Schnack: Chronik, S. 53.

⁵⁸ Hella Sieber-Rilke: Anmerkungen. In: Rilke: Briefe an die Mutter. Bd. 1: Briefe aus den Jahren 1896 bis 1909. S. 673–758, zit. S. 673.

⁵⁹ Sieber-Rilke: Nachwort Mutter-Briefe, S. 723.

aus der bestehenden Quellenlage nicht zu eruieren, warum und wann genau es zu einer Korrespondenzpause gekommen ist und wie bzw. durch wen diese wieder aufgehoben wurde.

Stefan Schank bezeichnet die Schaffenszeit Rilkes zwischen 1897 und 1901 als eine „Zeit, die man als Phase der intensiven Auseinandersetzung Rilkes mit der Mutter seiner Kindheit bezeichnen kann“⁶⁰. Ausschlaggebend sei dabei die innige Verbindung zu Lou Andreas-Salomé gewesen,⁶¹ mit der Rilke am 12. Mai 1897 erstmals in Kontakt trat.⁶² In dieser Schaffensphase entstanden sowohl Gedichte wie auch Dramen und Prosatexte, die sich intensiv mit der Figur der Mutter oder mit Konstellationen von Mutter-Kind-Beziehungen beschäftigen.⁶³

1.2 Inhaltliche Schwerpunkte

Wesentliches thematisches Element dieser vom Schreiber äußerst produktiven Phase ist der Konflikt zwischen dem Wunsch nach Wiederannäherung und dem Versuch einer Neuinszenierung bzw. Abgrenzung der eigenen Figur von der der Mutter. Ein Großteil der sich aus diesem Spannungsfeld ergebenden Themen findet sich bereits in Brief 2 vom 8. Dezember 1896, weshalb dieser Nachricht erhöhte Aufmerksamkeit zukommt. Der „große[] Bekenntnisbrief“⁶⁴, wie ihn Hella Sieber-Rilke betitelt, eröffnet den über 30 Jahre andauernden Briefverkehr⁶⁵ und stellt das Figurenkonzept des Brief-Ichs vor. Doch auch andere Themen, die in Brief 2 noch nicht behandelt werden, prägen Phase I und werden in ihrer Entfaltung verfolgt.

1.2.1 Räumliche und emotionale Nähe bzw. Ferne

Die einleitenden Sätze verfolgen quasi das System der *Captatio benevolentiae* und konstruieren ein Bild der Suche nach Nähe, Innigkeit und Emotionalität (B 2/I/9):

⁶⁰ Schank: Kindheitserfahrungen, S. 270.

⁶¹ Vgl. Schank: Kindheitserfahrungen, S. 262 ff.

⁶² Vgl. Schnack: Chronik, S. 59.

⁶³ Vgl. Schank: Kindheitserfahrungen, S. 227–362.

⁶⁴ Sieber-Rilke: Nachwort Mutter-Briefe, S. 723.

⁶⁵ Diesem Brief vom 8. 12. 1896 geht zwar ein Telegramm vom 5. 12. 1896 voraus, das die erste schriftliche Mitteilung an die Mutter nach der Schweigezeit darstellt, den inhaltlichen Einstieg in die Korrespondenz bildet hingegen eben erwähnter Brief.

Meine liebe Mama;

Diesmal war mir der Geburtstag ein wahres Fest, da er durch Deinen lieben Drahtgruß eingeleitet ward. Und ich habe an diesem Tage viel an Dich gedacht und mich geseht in stiller Dämmerstunde mit Dir zu plaudern.

Die Imagination der Verbundenheit, die durch die Zusicherung des Gedenkens, das wörtlich so ausgedrückte Herbeisehnen der Nähe, die abendliche Geborgenheit und die intendierte vertraute Zwiesprache aufgebaut wird, zeichnet das Bild einer innigen, intakten Mutter-Sohn-Beziehung. Die außergewöhnliche Situation, dass es vor dem „lieben Drahtgruß“ über Jahre keine Nachricht von der Mutter gab, verschweigt der Schreiber in diesen Einleitungssätzen. Eine Wiederannäherung soll demnach durch ein Negieren der emotionalen und tatsächlichen Abwesenheit der Mutter herbeigeführt werden.

Unmittelbar darauf setzt der Sohn zu einem kurzen Bericht an, der einen ersten Einblick in dessen Lebenswirklichkeit ermöglicht (B 2/I/9): „Ich war einsam den Tag über; nicht ganz aus Nothwendigkeit, sondern weil die Einsamkeit mir meine liebste Freundin ward und ich mich so wohl fühle, wenn sie mit kühlen Feierabendhänden meine wünschefiebernde Stirne streicht.“ In diesem Satz widerspricht das Ich der einleitenden Bemerkung, er habe sich nach seiner Mutter und einer vertrauten Zwiesprache geseht. Die Entscheidung, nicht zu kommunizieren, ist eine bewusste, was unter Umständen auf die vorangegangene korrespondenzlose Phase zwischen Mutter und Sohn umgelegt werden kann.⁶⁶ Die Einsamkeit, die „liebste Freundin“, wird dem Zusammentreffen mit realen Personen vorgezogen, was das Sehnen nach der Mutter, wie im oberen Abschnitt des Briefes angeführt, unglaubwürdig macht. Die Personifizierung der Einsamkeit, die nicht nur dem Begriff nach als „Freundin“ bezeichnet, sondern auch in ihrer erdachten Körperlichkeit beschrieben wird, stellt eine direkte Verbindung zum Brief-Ich dar. Durch die Beschreibung des Körperkontakts, der durch das Streichen der Hände über die Stirn entsteht, zeigt sich in aller Deutlichkeit, wie räumlich und emotional entfernt der „liebe Drahtgruß“ der Mutter ist. Die Figur der Mutter wird distanziert eingeführt, das Abstraktum „Einsamkeit“ fungiert hingegen als Liebesersatz. Das angeblich ersehnte Plaudern mit der Mutter stellt einen scharfen Kontrast zur Körperlichkeit der kommunikationslosen, selbst erwählten Begegnung mit der Einsamkeit dar. Die Gegenüberstellung des Sehns nach der Mutter mit dem Wünschefiebern des Schreibers selbst spricht von einer Doppelgleisigkeit des Sohnes, der durch die Parallelität der

⁶⁶ „nicht ganz aus Nothwendigkeit“ suggeriert allerdings, dass die Entscheidung doch nicht zur Gänze von ihm stammt. Dass die Mutter nicht völlig in die private Situation eingeführt wird, beweist, dass trotz der angeblichen gewünschten Nähe eine deutliche Trennung der Lebenssphären eingehalten wird.

beschriebenen Emotionen eine Hinwendung zur Mutter suggeriert. Die genaue Aufschlüsselung der beiden Textpassagen zeigt hingegen, dass der scharf gezeichnete Kontrast zwischen der Kommunikation mit der Mutter und dem Nicht-kommunizieren-Wollen des Sohnes eine emotionale Distanz beschreibt, die trotz der Versicherung, der Schreiber hätte das Wiederaufleben der Korrespondenz als „wahres Fest“ empfunden, besteht, und eine Abwendung von der Mutter darstellt.

Dennoch wird die Verbundenheit, die aufgrund des biologischen Mutter-Sohn-Verhältnisses besteht, auch an anderen Stellen des Briefverkehrs hervorgehoben und auf die emotionale Ebene umgelegt (B 82/I/75):

Sei den Abend froh, bitte, als ob ich bei Dir wäre. Wir haben ja nun soviel gemeinsame liebe Erinnerungen und auch unsere Zukunft hängt da und dort zusammen: es gibt also eine Art unzerstörbare Gemeinsamkeit für uns. Diese wird noch erhöht durch das Bewußtsein der gegenseitigen Einsamkeit.

In erster Linie deutet diese Passage auf ein gedankliches Konstrukt hin, das unabhängig von der realen Situation des Sohnes zu seiner Mutter existiert: Generell sei eine Mutter-Kind-Beziehung durch die gemeinsame Vergangenheit und eine Parallelität der momentanen und auch künftigen Lebensumstände verbunden. Durch die Isolierung der Figuren, dargestellt durch die beiderseitige Einsamkeit, werden weitere Störfaktoren ausgeschlossen, die „unzerstörbare Gemeinsamkeit“ tritt noch vehementer in den Vordergrund. Auf den zweiten Blick scheint diese Argumentation jedoch das Gegenteil einer harmonischen, unauflösbaren Beziehung heraufzubeschwören. Die gemeinsam empfundene Einsamkeit erzeugt mehr Nähe als ein tatsächliches Zusammentreffen. Der Brief fungiert durch seine medialen Eigenschaften der schriftlichen Fixierung, der Unmöglichkeit einer spontanen Entgegnung und der von der Adressatin selbst steuerbaren Rezeption als Multiplikator für die übermittelten Inhalte. Die Distanz und die Schriftlichkeit ermöglichen der Mutter das beliebig häufige Lesen, dem Sohn jedoch durch das einmalige schriftliche Abfassen eine schnelle Abwicklung der Thematik. Der Sohn bedient sich des Briefes als Medium der Überbrückung und zugleich Zelebrierung der Distanz, um den Konflikt zwischen Nähe und Ferne zur Mutter zu bewältigen.

1.2.2 Alter und Reife

Brief 2 behandelt einen weiteren Grundpfeiler der Neuinszenierung des Brief-Ichs (B 2/I/9): „Ich bin in der Zeit meines Fernseins um zwei Körperjahre, geistig wohl um 10 älter geworden. Geistig älter werden heißt reifen. Reifen heißt ruhiger werden, ruhig sein – Gott sein.“

Die Thematisierung des „Fernseins“, also des Losgelöst-Seins von der Mutter, verdeutlicht die Tragweite dieser brieflichen Mitteilung. Am Beginn einer zuvor abgebrochenen Kommunikation stehend, dient dieser Brief der Initiation als volljähriger, erwachsener, ebenbürtiger Gesprächspartner. Die Zeit der Abwesenheit von der Mutter hat zu einer außergewöhnlichen Entwicklung geführt, der Sohn hat sich aus der Abhängigkeit von seiner Mutter gelöst und kehrt als Erwachsener zurück. Der Altersunterschied ist zwar nicht aufgehoben, das geistige Alter des Sohnes jedoch dem der Mutter aufgerückt. Die so vorgenommene Inszenierung des Sohnes bringt das Bild der reiferen und weiseren Mutter ins Wanken und setzt an deren Stelle eine Gesprächspartnerin, mit der sich außerhalb des hierarchischen Gefälles einer Mutter-Sohn-Konstellation kommunizieren lässt.

Doch auch zu dieser ambitionierten Neuinszenierung im Zuge der Wiederannäherung an die Mutter muss eine Passage angeführt werden, die durch die Parallelität der Begriffe mit gleichzeitig konträrer Argumentation eine klare Abgrenzung zwischen Mutter und Sohn vornimmt. Hierzu sei der Geburtstags-Kommentar vom 1. Mai 1898 erwähnt, der die Reife des Alters als Trost für verlorene Jugend andeutet und nun die jugendliche Situation des Sohnes über die alternde der Mutter erhebt (B 53/I/50): „Du weißt, daß ich an demselben [Festtage] vollen freudigen Antheil nehme, zumal ich mich über jedes Älterwerden meiner Mama wie über mein eigenes Jungsein freue. – Gewöhne Du auch Dich daran im Reifen ein Reichwerden [...] zu sehen“.

Zielt die Darstellung der eigenen Reife auf eine Gleichwertigkeit der Korrespondenzpartner ab, so schafft das angeführte Kontrast-Zitat eine klare Abstufung zugunsten der Alterssituation des Schreibers.

1.2.3 Literatur

1.2.3.1 Der Sohn als Literat

Noch einmal muss aus anderem Blickwinkel zuvor zitierte Passage angeführt und ergänzt werden (B 2/I/9): „Geistig älter werden heißt reifen. Reifen heißt ruhiger werden, ruhig sein – Gott sein. Und daß ich ruhiger ward, spiegelt sich in jenem wellenblanken Bach, der, stete Labe, neben Stein und Staub meines Wandelwegs blinkt: meinem Schaffen.“

Der Schreiber argumentiert, dass er bereits Schaffender ist. Nicht die im Nachfolgenden genannten künstlerischen Erfolge bilden den Auftakt seiner Selbstdarstellung als Literat, sondern die „objektive“ Aufschlüsselung des „Gott-Seins“. Mit dieser rhetorisch aufgeladenen, übersteigert selbstbewussten Präsentation als Künstler tritt der Sohn im Rahmen seiner Neuinszenierung der Mutter gegenüber. Der Erwachsene, der ebenbürtige Gesprächspartner ist Künstler, ist Literat. Dass nicht die bereits veröffentlichten und aufgeführten Werke als Maßstab der künstlerischen Leistung angeführt werden, sondern die geistige, schaffende Kraft, die in seiner Person steckt, ist wohl darin begründet, dass der große literarische Durchbruch bisher noch ausgeblieben ist.⁶⁷ Die Zukunft des Künstlers steht im Fokus der pathetischen Selbstbeschreibung, nicht die Vergangenheit, in der „das Ungesunde, Zersetzende [s]eines ‚Sturm und Drang‘“ (B 2/I/9) vorherrschte. Im Brief vom 14. Dezember 1896 schreibt das Brief-Ich in Bezug auf „Traumgekrönt“ und seine zukünftige Rolle als Literat (B 3/I/13): „Mama, vielleicht wird ja doch noch einmal mit der Zeit was aus Deinem alten / treuergebenen: / René.“ Die Inszenierung als gereifter Künstler, der unter Beibehaltung „der Jugend jubelhelle[n] Junifeuer[s]“ (B 2/I/9) das Potenzial für eine große Karriere in sich trägt, wird in Brief 2 durch die Erwähnung seiner Buchsendung von „Traumgekrönt“ an seine Mutter, die noch vor Abfassen dieses Initiationsbriefes stattfand, abgerundet (B 2/I/10). Wie schon in Kapitel III/1.2.1 erörtert, stützt sich die Imagination einer intakten Mutter-Sohn-Beziehung auf zentrale Begriffe wie „Erinnerung“, „Vergangenheit“, „Zukunft“ und „Einsamkeit“ und leitet zu einer weiteren Textstelle über, in der dieses Begriffsspektrum um „Ewigkeit“ und damit das literarische Schaffen des Sohnes erweitert wird. Die Verbindung zwischen der Beziehung zur Mutter und seinen literarischen Ambitionen wird umso mehr hervorgehoben, indem folgende Erklärung keine rein theore-

⁶⁷ Trotz der Bemerkung, sein Drama „Jetzt und in der Stunde unseres Absterbens“ sei am Deutschen Theater ein großer Erfolg gewesen (B 2/I/9), was laut einer Kritik aus der „Bohemia“ nicht zutrifft, in der das Stück als eine „Ballade im Alltagskleid“ betitelt wird (Schnack: Chronik, S. 48).

tische Überlegung, sondern vielmehr direkte Erwiderung auf einen von der Mutter vorangegangenen Brief ist (B 146/I/143):

Und ich thue das [aussprechen, was ich zu sagen habe] langsam, nach und nach, unabhängig von den Strömungen und Launen der Zeit als ein Einsamer; nach diesen Gesetzen wird mein Leben sich immer ruhiger und weiter gestalten und ich werde allmählich, wie bisher mit meiner ganzen Vergangenheit, mit meiner ganzen Zukunft leben, und so ein Stück Ewigkeit in das begrenzte Dasein hereinziehen.

An anderer Stelle geht der Sohn seinen literarischen Anfängen auf den Grund. In Bezug auf die Mutter-Briefe aus der Militärschulzeit St. Pölten, die das Brief-Ich Mitte Februar 1900 von der Mutter zur Durchsicht erhalten hat (B 157/I/156), zeichnet der Sohn ein dunkles Bild seiner Kindheit, das einen Vorwurf gegen die Mutter vermuten ließe (B 157/I/156 f.):

Wie vieles wird mir klar angesichts dieser Zeilen, – wie sehe ich darin das hilflose Ringen und Greifen nach einem anderen Leben, als jenem, welches meine Umgebung ausfüllte, und ein feiner Duft von Erstlingsgefühlen, wie der feuchte Geruch zu früher, blasser Veilchen steigt mir aus manchem Blatt entgegen. Und die Worte selbst sind dunkel wie jene schwarzen Krumen, in denen solche erste Veilchen aufwachen. Schneeluft ist noch über allem und auch heute ist noch nicht aller Frost aufgetrunken aus den Lüften, die über meinen, immer noch werdenden Gärten schwingen. Ich hätte ja vielleicht eine andere Kindheit haben können, in einer Häuslichkeit und Heimat, eine Kindheit, die den dunklen Absichten meines Wesens williger gewesen wäre – aber ich bin auf dem Wege, auch in den wirklichen wirren Zügen meiner jungen Vergangenheit – Worte, ja vielleicht sogar Verse zu finden, Spuren einer Schönheit, die erst dem Reifen ganz bewusst sein wird, weil sie in den tiefsten Brunnen der Kindheit sich einst verlor.

Erstaunlich ist, dass der Schreiber diese Darstellung der Kindheit als positives Mutter-Sohn-Erlebnis darstellt (B 157/I/157): „Ich sende Dir meinen tiefsten Dank und die Versicherung, dass ich Dir sehr nahe bin durch meine Freude über alle diese Erinnerungen, die das Gemeinsamste sind, was uns warm und dauernd und zu unsagbarer Einigkeit verbindet.“

Das Archiv der Zeugnisse einer grausamen Kindheit bewahrt also die größte Gemeinsamkeit, die noch dazu „warm und dauernd“ eine „unsagbare[] Einigkeit“ zwischen Mutter und Sohn herstellt. Um das verstehen zu können, muss man das Verhältnis der Protagonisten von einer realen Familiensituation abstrahieren und wieder einen Bezug zum literarischen Schaffen herstellen. Aufgrund des Durchlebens einer schmerzlichen Erfahrung sieht sich das Brief-Ich in der Lage, künstlerisch tätig zu werden. Die seelische Zerstörung und Zerrissenheit, die aus diesen Zeilen spricht, kann kreativ umgesetzt werden und bildet so den Grundstein für eine Zukunft als Schaffender. Dies ermöglicht dem Schreiber, in die Ewigkeit, wie oben dargestellt,

einzugehen. Der Freispruch ist der Mutter hiermit erteilt, der Sohn bedankt sich gar in masochistischer Manier für die erlittenen Übel.

1.2.3.2 Literatur als Gesprächsthema

Die Überleitung vom monologischen Präsentationsteil in Brief 2 zum kurzen dialogischen Part des Briefes stellt die Nennung des Werkes „Traumgekrönt“ dar, das von der Mutter als Beweis der im vorangegangenen Kapitel erörterten Entwicklung hin zur Literatur verstanden werden soll.

Die Kunst als Puffer zwischen Mutter und Sohn, als sowohl verbindendes wie auch trennendes Element, wird in Phase I exzessiv behandelt und soll auch in den übrigen Jahren ein bestimmendes Thema der Korrespondenz bleiben. Vom Schreiber selbst auf dem Laufenden gehalten,⁶⁸ verfolgt die Mutter die Veröffentlichungen und Rezensionen der Werke des Sohnes mit Aufmerksamkeit.

Aber nicht nur die Werke des Brief-Ichs, sondern auch andere aktuelle literarische Produkte werden besprochen,⁶⁹ empfohlen⁷⁰ oder verrissen.⁷¹ Dabei tritt der Schreiber aufgrund seiner eigenen literarischen Tätigkeit und aufgrund des Umgangs, den er mit den Künstlern seiner Zeit pflegt, wortführend gegenüber der Mutter auf (B 34/I/35):

Und d'Annunzio und Nansen hast Du gelesen! Das ist trefflich. Ersterer ist zu krankhaft und der Skandinavier zu französisch. Was hast Du denn von ihm gelesen? [...] Wenn Du Dänen lesen willst lese Jens Peter Jakobsen, der längst verstorben immer noch moderner und ganz herrlich ist [...].

Die Literatur dient als Gesprächsstoff und verbindendes Element, aber auch als eine Möglichkeit des Sohnes, sich über die Mutter zu erheben. Mit Geschmacksurteilen, Empfehlungen und dem Aufzählen der literarisch tätigen Freunde und Bekannten präsentiert sich der Schreiber als intellektuell und gesellschaftlich über dem Niveau der Mutter rangierend (B 2/I/10): „Sonst verkehr' ich viel mit allen Modernen: Halbe, Conrad, Schaumberger, Ganghofer, Telmann, Hirschfeld, Baron Bodmann, H. v. Reder etc.“

Stefan Schank folgert aus ähnlichen Schilderungen, Rilke versuche, „sich seiner Mutter im strahlendsten Licht darzustellen, um nur ja nicht ihre Kritik an seinem Tun zu

⁶⁸ Z. B. B 2/I/9 f., B 8/I/15, B 31/I/32, B 49/I/47 usw.

⁶⁹ Z. B. B 72/I/66, B 121/I/115.

⁷⁰ Z. B. B 3/I/11, B 127/I/120.

⁷¹ Z. B. B 34/I/35, B 732/II/114.

provozieren“⁷². Möglich ist aber auch die hier vom Sohn schreibend umgesetzte innere Zerrissenheit zwischen Gefallen-Wollen und Übertrumpfen-Müssen, also wiederum die Diskrepanz zwischen gesuchter Nähe und selbst herbeigeführter Abgrenzung.

1.2.3.3 Die Mutter als Literatin

Den besonderen Wert der Thematisierung von Literatur in Phase I stellt die bevorstehende Veröffentlichung von Sophia Rilkes „Ephemeriden“ dar.⁷³ Der Sohn übernimmt in dieser Angelegenheit die literarische Mentorschaft über die Mutter und bringt mit enormem Engagement und Fachwissen das „Büchlein“⁷⁴ auf den Markt. Die erste Einführung der mütterlichen literarischen Bestrebungen ist jedoch tendenziell negativ und setzt die Briefpartner in ein vom Sohn gebildetes hierarchisches Gefüge (B 3/I/11):

Deine geistige Thätigkeit kennen zu lernen, erwarte ich, treuer Freude voll. Die Bedenken, die ich, in der Praxis leidlich erfahren – gegen Herausgabe eines Aphorismen-Werkes hege, werde ich Dir nicht verhehlen; aber jedesfalls nicht von der Herausgabe abrathen, wenn mir die Sinn- und Seelensprüche [...] originell und neu genug scheinen, um auf dem Büchermarkt nicht zu verwehen.

Als Kenner der literarischen Landschaft bewertet der Schreiber nicht nur die Grundidee, sondern auch die Aphorismen im Einzelnen. So stellt er eine Auswahl der Aphorismen zusammen,⁷⁵ kümmert sich um die Suche nach einem Verleger und einer Druckerei,⁷⁶ korrigiert die Fahnen⁷⁷ und gibt Tipps zur Ausstattung.⁷⁸ Mit diesem Engagement spricht er der Mutter zwar Talent zu,⁷⁹ doch besteht der Sohn konsequent auf seine

⁷² Schank: Kindheitserfahrungen, S. 360.

⁷³ Phia Rilke: Ephemeriden. Erschienen 1899 bzw. offiziell 1900 (vgl. B 143/I/139 ff. und B 157/I/158).

⁷⁴ B 137/I/130, B 143/I/139.

⁷⁵ Z. B. B 3/I/11: „Auch scheinen mir 200 just genug.“ (obwohl es, wie in B 85/I/78 dargelegt, schlussendlich doch 360 werden); B 70/I/64: „Übrigens nimm den Ausspruch aus Deinem letzten Brief ungesäumt in Dein Aphorismenbuch auf. Ich meine: ‚O wäre doch das Leben so schön wie die Welt‘. Das wird eine der besten Stellen sein in der ganzen Sammlung.“; B 109/I/98: „Und heute leben so viele Werke ohne Glauben –‘ muß auch stehen bleiben.“

⁷⁶ In einem Zeitraum von ca. 13 Monaten (Oktober 1898–November 1899) beschäftigen sich die Briefe des Sohnes mit der Veröffentlichung der „Ephemeriden“. Wie er selbst schreibt, bemüht er sich „auf das Eifrigste“ (B 77/I/71), die richtigen Partner zu finden, und zeichnet sich dabei durch konkretes Fachwissen aus (schon in B 73/I/67).

⁷⁷ Er bearbeitet das Manuskript (z. B. B 109/I/98, B 134/I/127) und korrigiert die Korrekturbögen (z. B. B 136/I/128 f., B 141/I/136).

⁷⁸ Z. B. B 134/I/127, B 136/I/128.

⁷⁹ So konstatierte Rilke schon am 29. 1. 1896 in einem Brief an Franz Brümmer in Bezug auf die literarische Begabung seiner Mutter: „Das Fabulieren hat mich weder Vater noch Mutter, wiewohl letztere poetische Anlagen besitzt, sondern früher Schmerz und herbe Erfahrung gelehrt.“ (Nach Schnack: Chronik, S. 39).

Rolle als richtungsweisender Mentor und damit als der Mutter Überlegener (B 136/I/129): „[I]ch werde Dir zeigen wie man corrigirt u. auch die anderen Bogen immer mitcorrigiren. Das muss rasch gehen, aber sehr gründlich gemacht werden. Mach nichts daran, bevor ich Dir nicht zeige: wie!“ Der Schreiber scheut auch nicht davor zurück, Briefe, die von der Mutter an Geschäftspartner gehen sollen, wörtlich zu diktieren (B 119/I/112):

Was Dein Manuscript anbetrifft: sende ein paar kurze Worte direkt an die Redaktion etwan des Sinnes: „Ich erlaube mir Sie an mein Man. („Name“), welches Ihnen ungefähr am so und so vielten durch Vermittelung des H. v. H. zugesandt wurde zu erinnern und Sie zu ersuchen mir den Bescheid über dasselbe oder das Man. selbst bald an meine Adresse her einsenden zu wollen. Hochachtend – Aufschrift: Sehr verehrliche Redaktion.

Der Verdacht, dass dieser enorme Aufwand nicht nur aus selbstlosen Gründen betrieben wird, erhärtet sich durch die stetige Nennung der eigenen Werke. Sowohl „Larenopfer“ als auch „Traumgekrönt“ werden unzählige Male als Muster für das Büchlein der Mutter herangezogen,⁸⁰ die Vermarktung an der seiner Publikationen gemessen.⁸¹ Im Terrain der Literatur und der Veröffentlichung fühlt sich der Sohn offensichtlich der Mutter überlegen, weshalb er dieser Thematik, obwohl teilweise „i]n Eile!“ (B 109/I/98), enormen Raum lässt.

Nach Veröffentlichung des Buches schreibt das Brief-Ich (B 157/I/158): „[A]ls Schriftstellerin bist Du ja offiziell erst geboren und wer als erste Schreie seines litterarischen Lebens die ‚Ephemeriden‘ von sich gegeben hat, dem darf man ein langes und gedeihliches Dasein voraussagen. – Also Glück auf!“ Hierin zeigt sich in aller Deutlichkeit, wie sehr sich der Sohn der Mutter überordnet, indem er sich als ältere Schriftstellergeneration sieht und der Jungliteratin hilfreich zur Seite steht. Hierin kann man eine Besetzung der Elternrolle, das heißt eine Umkehrung der Mutter-Sohn-Beziehung erkennen, die im folgenden Kapitel noch weiterführend besprochen wird. Interessant ist außerdem an eben zitierter Passage, dass das Ich nur von einem „Dasein“, nicht von einem reichen oder glücklichen „Leben“ spricht, was eine Abwertung bedeutet.

Als Literaturschaffender erfüllt der Sohn die mütterliche Vorstellung eines erfolgreichen Kindes, als Mentor untergräbt er hingegen ihre Autorität. Die hart erarbeitete Stellung in Künstlerkreisen und adeliger Gesellschaft will sich der Sohn nicht von der Mutter streitig machen lassen. Die Formulierung „vielmals muß ich Dir danken, für den

⁸⁰ Z. B. B 136/I/128, B 139/I/133 f.

⁸¹ Z. B. B 141/I/136.

so lieben und ausführlichen letzten Brief, den ich als ein schönes Echo meines Adventbuches genossen habe“ (B 39/I/40) verdeutlicht nochmals die hierarchische Ordnung, die der Schreiber in Bezug auf schriftliche Produkte eingeführt hat – der mütterliche Brief ist lediglich ein Nachhall seines Werkes, hat also keine eigenständige Bedeutung.

Durch die Übernahme der Mentorschaft und die Darstellung der Mutter als neugeborene Künstlerin beschreitet der Sohn eine weitere Stufe der Abgrenzung: die Destabilisierung der Mutter durch die eigene Besetzung der Elternrolle.

1.2.4 Besetzung der Elternrolle

Da der Darstellung des Verhältnisses zwischen dem Sohn als Mentor und der Mutter als Ratsuchende schon im vorhergegangenen Kapitel ausführlich Beachtung geschenkt wurde, soll hier dieser Punkt nicht weiter thematisiert, sondern der Fokus auf weitere Elemente der Umkehrung der Mutter-Sohn-Beziehung gelenkt werden.

1.2.4.1 Vernunft und Verantwortungsbewusstsein

Das beinahe unhöflich kurze Eingehen auf die von der Mutter im Vorfeld geschilderten Probleme und damit ein beinahe vernachlässigbares Aufbrechen der monologischen Struktur des Briefes 2 unterstreicht den Charakter dieser brieflichen Mitteilung als Initiationsbrief (B 2/I/10): „– Und Du? – Erzähle mir von Dir. Es macht mich besorgt, daß Krankheit Dich in Prag zurückhält. Ist es noch immer der alte Leidenszustand? Vielleicht gönnst Du Dir nicht ganz die nöthige Schonung? –“

Die Darstellung dieses Abschnitts als Parenthese unterstützt die oben genannte strukturelle Funktion des Briefes. Marginal wird auf die vorausgegangene briefliche Mitteilung eingegangen – die Präsentation der eigenen Person steht im Vordergrund. Allerdings lässt sich selbst in diesen wenigen Sätzen eine Grundeinstellung des Schreibers gegenüber der Adressatin herauslesen. Die Erwähnung des „alten Leidenszustands“ führt die Mutter ab dem ersten Brief als leidende, kranke Frau ein. Ein Thema, das sich über die gesamte 30 Jahre andauernde Korrespondenz erstrecken wird. Was eine weitere Facette des Brief-Ichs ausmacht, ist die sofortige Bewertung des Zustands der Mutter und in weiterer Folge die Darstellung der eigenen Haltung in vergleichbarer Situation. So unterstellt der Sohn der Mutter, sich nicht ausreichend zu

schonen, was die Rollen von Mutter und Sohn umzukehren scheint. Der Sohn zeigt in dieser Bemerkung seine weitsichtige und reife Art, wie sie einer Mutter in Anbetracht des Krankheitszustands ihres Kindes normalerweise zusteht. Auch im darauf folgenden Abschnitt, in dem die Lebensstationen der vergangenen Jahre aufgelistet werden, präsentiert sich der Sohn als „vorbildlicher Kranker“, indem er seine aktiven Bemühungen um Genesung beschreibt (B 2/I/10):

[...] nach vergeblichen Versuchen mich in dem sonst so schönen Dittersbach in dem Wunderland der böhm.-sächs. Schweiz zu erholen, flüchtete ich an die Ostsee in das herrliche Idyll Misdroy, wo ich mit dem Waldduft und Seearom zugleich trunken Genesung trank[.]

Die eigene Vernunft im Gegensatz zur Unvernunft der Mutter, quasi die Selbsterhöhung durch Herabwürdigung der Mutter, tritt vor allem in der hier behandelten Phase I zutage. So schreibt das Ich beispielsweise am 11. Mai 1898 (B 56/I/52): „Ja es war recht unvorsichtig von Dir blindlings einen reifen Frühling mit einem erst beginnenden zu vertauschen. Dennoch rathe ich Dir, warte noch paar Tage ab“. Und am 5. Februar 1899 schlüpft der Sohn erneut in die mütterlich fürsorgliche Art, die sein Gegenüber als weniger lebensstauglich darstellt (B 90/I/83): „Gib nur acht vor Verkühlung, zieh Dich warm an; diese Unbeständigkeit zwischen Sonne und Schnee wird wahrscheinlich den Feber lang anhalten und manche Gelegenheit zu Schnupfen bieten.“

Aus stilistischen Gründen sei noch folgendes Zitat exemplarisch angeführt, das in seinem Duktus und mit der an das schlechte Gewissen appellierenden Formulierung („denke öfter“) mehr an einen mütterlichen Brief erinnert als an den eines erwachsenen Sohnes (B 190/I/196): „Bleib nun recht wohlauf und froh und denke öfter an Deinen Dich umarmenden und küssenden / René.“

Neben der umkehrenden Hierarchie in Krankheitsfragen und der Entmachtung der Mutter durch Übernahme ihrer Position gibt es aber auch noch einen anderen wichtigen Aspekt: die Thematisierung der beiderseitigen Krankheit als verbindendes Element. Die mehrmalige Erwähnung des Begriffs „Leidensgenossen“, worunter der Schreiber sich und seine Mutter versteht, zeugt von einer Vereinigung im Kranksein, einer sowohl körperlichen wie auch seelischen Übereinstimmung. Der Höhepunkt der Zuspitzung der Thematik ist im letzten Brief der 30 Jahre dauernden Korrespondenz erreicht, wenn aus dem anfänglichen „Wir sind Leidensgenossen.“ (B 11/I/17) die Wendung „Wir armen Heimgesuchten!“ (B 1134/II/643) wird. Die Passivität, die aus dem Sich-Ergeben in das Kranksein spricht, wird in der Behandlung von Phase IV noch hinreichend untersucht.

1.2.4.2 Die Mutterschaft des Künstlers

Der Konflikt, zur Mutter aufrücken und sich trotzdem von ihr freimachen zu wollen, durchzieht, wie schon mehrmals erwähnt, besonders Phase I. Als ein entscheidender Bestandteil dieser Auseinandersetzung kann das Streben des Ich nach künstlerischer Mutterschaft angesehen werden. In diesem Zusammenhang wird die Rolle des Kunstschaffenden als Gebärender dargestellt, das Werk quasi als Kind des Künstlers: „Die Mütter freilich sind wie die Künstler. Des Künstlers Mühe ist, sich selbst zu finden. Das Weib erfüllt sich im Kinde. Und was der Künstler stückweise sich entringt, das hebt das Weib wie eine Welt, voll von Mächten und Möglichkeiten, aus ihrem Schoß“.⁸² Der psychoanalytischen Dimension dieser Thematik wird in Kapitel IV/2.3 nachgegangen. Durch das Werk lässt der Produzent einen Teil seiner selbst weiterleben, er reicht damit ein Stück weit in die Ewigkeit.⁸³

Eine erste derartige Konnotation findet sich in Bezug auf die Aphorismensammlung der Mutter, zu der es wie folgt heißt (B 85/I/78): „Auch wünsche ich, daß in diesem 99. [Jahr 1899] Dein 360 Sprüche reiches Buch alles Licht der Welt erblickt!“ Die Assoziation zu „das Licht der Welt erblicken“, also geboren werden,⁸⁴ ist hier, wenn auch nicht eindeutig, gegeben. Die Abänderung zu „alles Licht der Welt erblicken“ geht hingegen über den Aspekt des Werkes als Nachkomme hinaus. Als Neujahrswunsch wird hier literarischer Erfolg angeführt.

In demselben Brief schreibt der Sohn (B 85/I/78): „Zunächst muß die Arbeit wieder alles sein und bleiben, ehe ich daran denken darf, wieder flügge zu werden.“ Flügge wird das Küken, indem es sich aus dem Nest und von der Abhängigkeit der Mutter entfernt. Indem der Sohn die Arbeit als ihn haltende Instanz beschreibt, definiert er diese als Mutterersatz bzw. als sein Nest, in dem er bisher Geborgenheit und Schutz fand. Flügge werden, um zur Mutter zu kommen, ist ein Paradoxon. Der Arbeit, also seiner eigenen Tätigkeit, wird die Mutterrolle zugesprochen, die biologische Mutter muss sich diesen selbsterwählten Umständen fügen. Die Besetzung der Mutterrolle findet an dieser Stelle durch die schriftstellerische Tätigkeit statt. Diese Beobachtung ist nicht ganz kohärent zu oben dargestellter Überlegung, dass der Künstler selbst der Gebärende, die Mutter ist. Rilke verwischt an dieser Stelle die Grenzen zwischen Kunst

⁸² Rainer Maria Rilke: Das Florenzer Tagebuch. In: Ders.: Tagebücher aus der Frühzeit. Hg. v. Ruth Sieber-Rilke u. Carl Sieber. Leipzig: Insel-Verlag 1942. S. 13–140, zit. S. 118.

⁸³ Vgl. Kapitel III/1.2.3.1.

⁸⁴ Vgl. Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in zehn Bänden. Bd. 6: Lein–Peko. 3. Aufl. Mannheim: Dudenverlag 1999. S. 2421.

und Künstler und setzt mithilfe seiner theoretischen Überlegungen lediglich einen argumentativen Kontrapunkt zur Relevanz der biologischen Mutterschaft. Günther Schiwy schildert die Hinwendung Rilkes zur Kunst folgendermaßen: „Er [Rilke] erfuhr diese Berufung [zum Sänger] als etwas Absolutes, wodurch er sich dem Einfluß der Mutter entziehen konnte, ohne seinem eigenen Zug zum Weiblichen, dessen er sich immer mehr bewußt wurde, abschwören zu müssen.“⁸⁵ Aber nicht nur das Entziehen aus dem Einflussbereich der Mutter ist ausschlaggebend für die künstlerische Tätigkeit, sondern womöglich auch Folgendes: „Kreative Menschen schaffen sich mit ihrem Werk ihre ehemals entbehrte, in gewissen Augenblicken immer noch schmerzlich gesuchte Mutter, das, was als Selbst-Objekt bezeichnet wird.“⁸⁶ Die Kompensation, das Ersetzen der Mutter durch die Kunst ist somit eine der Triebfedern für die kreative Arbeit.

Immer wieder schildert der Schreiber Abstrakta wie die Einsamkeit, die Arbeit oder das Kunstwerk in ihrer Körperlichkeit, er personifiziert diese ihm wichtigen Themen. Die biologische Mutterschaft wird hierbei der künstlerischen untergeordnet, was den Ablösungsprozess des schreibenden Individuums von seiner Mutter illustriert.

1.2.5 Der Brief als Medium fingierter Nähe

Exemplarisch für die gesamte Korrespondenz wird hier noch einmal Brief 2 herangezogen, um Rilkes Umgang mit den medialen Eigenschaften des Briefes zu skizzieren. Als Medium zur Überbrückung von räumlicher Ferne und zur gleichzeitigen Aufrechterhaltung der unterschiedlichen Lebenswirklichkeiten von Schreiber und Adressat, unterstützt der Brief die Tendenz des Sohnes, einerseits die Nähe zur Mutter zu suchen, sie andererseits aber nicht ertragen zu können. „Briefe schreiben fingiert Lebendiges im Medium des erstarrten Wortes“,⁸⁷ schreibt Adorno und bestätigt damit den Leseindruck. Die Schilderung des eigenen Gesundheitszustands („Leider bin ich körperlich nicht so wohl“ – B 2/I/10) geht über in die Ankündigung seines Besuches bei der Mutter. Diese in deutlicher Abgrenzung zur vorangegangenen, beinahe tabellarischen Auflistung im Ton privater Offenheit gehaltenen Zeilen stellen einen Bezug zur Einleitung des Briefes her, die ein Bild von (suggerierter) Nähe und Emotion vermittelt. Mit der Anmerkung „Dann wird sich Alles besser erzählen lassen, liebste Mama, was ich jetzt theils der

⁸⁵ Günther Schiwy: Rilke und die Religion. Frankfurt a. M./Leipzig: Insel Verlag 2006. S. 17.

⁸⁶ Zoltán E. Erdély: Und die Wirklichkeit – es gibt sie doch. Gießen: Psychosozial-Verlag 1998. S. 147.

⁸⁷ Adorno: Benjamin, der Briefschreiber, S. 585.

wunden Hände theils vieler Arbeit wegen nicht schreiben kann, wie ich wollte!“ (B 2/I/11) wird die Mangelhaftigkeit der schriftlichen Kommunikation angesprochen.

Die Zweifel am Medium werden in den Phasen I und II noch des Öfteren erwähnt,⁸⁸ ab circa 1910⁸⁹ wird sich der Stellenwert der epistolarischen Mutter-Sohn-Beziehung ins Positive verändern, wie schon in Kapitel III/1.2.1 thematisiert wurde.

Mangelhaftigkeit der Korrespondenz bedeutet gleichzeitig eine Höherbewertung der persönlichen Aussprache. Die im zweiten Satz dieses Briefes herbeigesehnte Plauderstunde zwischen Mutter und Sohn (B 2/I/9) wird hier noch einmal aufgegriffen und bildet so einen pseudo-persönlichen Rahmen um die Neukonzeption der Ich-Figur. Mit der ambitionierten Schlussbemerkung „Jedenfalls bekommst Du noch 2 – 3 Briefe bis dahin. Ich küsse Dich herzlich und erharre einen baldigen Brief“ (B 2/I/11) präsentiert sich der Schreiber als aktiv und interessiert. Im Vergleich zum Hauptteil des Briefes, in dem nur in wenigen Zeilen auf das Befinden der Mutter eingegangen wird, findet sich hier der Versuch einer Manipulation des vorherigen Leseindrucks. Der Sohn definiert sich ausführlich als eigenständige Person, als Erwachsener, als Literat. Dennoch wird ein Bedürfnis nach Nähe und einer intakten Mutter-Sohn-Beziehung suggeriert, was sich in der Versicherung des aktiven Bemühens um sowohl persönlichen Kontakt als auch um häufige briefliche Mitteilungen darstellt. Dass es nicht zu den versprochenen zwei bis drei Briefen, sondern nur zu einem in den kommenden elf Tagen kommt (B 3/I/11 ff.), unterstützt die These der fingierten Nähe und des gewollt ambitionierten Auftretens, das keiner natürlichen Zuneigung entspringt, sondern vielmehr einem Abziehbild einer harmonischen Mutter-Sohn-Beziehung gleicht. Stefan Schank folgend, der Rilkes familiäre Situation im Dezember 1896 beleuchtet, versuchen sowohl Rilke als auch das im Brief vorgefundene Ich „ein Bild von sich zu vermitteln, in dem sich Autonomie und Lebenstüchtigkeit mit einer unverbrüchlichen kindlichen Treue und Anhänglichkeit“⁹⁰ verbinden.

⁸⁸ Z. B. B 42/I/43, wo das Problem der Postzustellung thematisiert wird, oder B 203/I/207, in dem die Ungewissheit über die Konzentration des Briefpartners während des Lesens hervorgehoben wird, und natürlich der in Phase I vorherrschende Ansatz, eine mündliche Unterhaltung sei unkomplizierter und ehrlicher, wie in B 10/I/17 angesprochen.

⁸⁹ Z. B. ersichtlich in B 626/II/15: „nach all der gehetzten Zeit in Berlin hab ich ein wahres Grauen von Terminen und Bindungen“, wobei angesprochen wird, dass ein Treffen zwischen Mutter und Sohn deutlich mehr Belastung darstellt als die Korrespondenz.

⁹⁰ Schank: Kindheitserfahrungen, S. 250.

1.2.6 Umbenennung und Individualität

Der Brief vom 7. Oktober 1897 dokumentiert einen entscheidenden Einschnitt in den noch relativ jungen Briefverkehr mit der Mutter (B 35/I/36): „In der That, ich nenne mich in Büchern und Aufsätzen fortan Rainer“. Die Umbenennung von „René Maria Rilke“⁹¹ zu „Rainer Maria Rilke“⁹² bedeutet eine Inszenierung als Literat nicht nur der Mutter gegenüber, sondern strahlt vor allem nach außen. „René galt für gezwungen und geziert in der Öffentlichkeit und ich hasse nichts mehr wie den Verdacht zu erregen originell sein zu wollen.“ (B 35/I/36) Dieses Geständnis des Sich-Fügens in den Willen der Öffentlichkeit soll die Mutter beschwichtigen, da der Sohn den von ihr ausgewählten Namen abgelegt hat. Somit erhält die Argumentation einen defensiven Charakter. Andererseits stellt die Bemerkung „Rainer ist schön, schlicht und deutsch“ (B 35/I/36) einen direkten Angriff auf den mütterlichen Geschmack dar.

Der Namensdiskussion geht offensichtlich eine Bemerkung der Mutter voraus, die die Umbenennung zum Thema macht. Die mangelnde Aktivität des Brief-Ichs, die hinter dieser Kommunikationssituation steht, widerspricht der weitreichenden individuellen Veränderung, die eine Namensänderung bedeutet. Auch der Zusatz „Es ist ja gleichgültig“ (B 35/I/36) illustriert dies und lässt an der freien Entscheidung zur umfassenden Neufindung der Individualität zweifeln.⁹³

Nicht gleichgültig ist hingegen, dass Rilke mit seiner Umbenennung als männlicher Literat deutlicher hervortritt. Da die weibliche Version „Renée“ vom männlichen „René“ optisch nur gering, akustisch gänzlich nicht zu unterscheiden ist, ist eine Hinwendung zum eindeutig männlichen „Rainer“ ein klarer Schritt zur Abgrenzung des Geschlechts.⁹⁴ Die Beibehaltung des weiblichen „Maria“ erscheint in Kombination mit „Rainer“ weniger feminin als vielmehr extravagant und individuell, somit einem Künstler angemessen.

Dass der neue Name nicht nur für die Öffentlichkeit bestimmt war, sondern auch im Privaten benutzt wurde, zeigt sich an der Tatsache, dass neben den Briefen an Baladine

⁹¹ Unter diesem Namen wurden bereits folgende selbstständige Publikationen herausgegeben: „Leben und Lieder. Bilder und Tagebuchblätter von René Maria Rilke“ (1894, vgl. Schnack: Chronik, S. 28), „Larenopfer. Von René Maria Rilke“ (1895, vgl. Chronik, S. 36), „Wegwarten. Lieder, dem Volke geschenkt von René Maria Rilke“ (1895, vgl. Chronik, S. 37), „Wegwarten. II. Jetzt und in der Stunde unseres Absterbens ... Scene. Von René Maria Rilke“ (1896, vgl. Chronik, S. 44), „Traumgekrönt. Neue Gedichte von René Maria Rilke“ (1896, vgl. Chronik, S. 53).

⁹² Name erstmals gedruckt am 15. 9. 1897 (vgl. Schnack: Chronik, S. 62).

⁹³ So soll Lou Andreas-Salomé Rilke auf die Idee der Umbenennung gebracht und ihn dazu ermutigt haben (vgl. Schank: Kindheitserfahrungen, S. 262).

⁹⁴ Vgl. Schank: Kindheitserfahrungen, S. 15.

Klossowska (verfasst 1920–1926) nur die Briefe an die Mutter mit „René“ unterzeichnet wurden.⁹⁵ 1897 schreibt der Sohn (B 35/I/36): „[...] wobei ich ja meinen Verwandten nicht verbieten kann mich altgewohnter Art René zu nennen.“ Mit dieser Bemerkung intendiert der Schreiber zwar den Wunsch, den neuen Namen auch im privaten Rahmen verwendet zu wissen – ein Verbot liegt in der Luft, lässt sich aber nicht durchsetzen –, schwächt aber gleichzeitig die individuelle Neuerfindung seiner Person ab und gewährt der Mutter ein (beinahe) exklusives Recht auf den Jugendnamen und damit eine gemeinsame Vergangenheit. Der Sohn bleibt also Sohn, obwohl die Neuerfindung der Person eine Emanzipation von der Mutter hätte bedeuten können.

Die Ausmaße der Diskussion zu diesem Thema schwingen in Brief 37 mit, der auf ein gemeinsames, mehrtägiges Treffen zwischen Mutter und Sohn verweist und neckisch mit „René-Rainer“ schließt (B 37/I/38), woraus man schließen kann, dass während des Zusammenseins die Namensfrage ausführlich besprochen wurde. Neben nur wenigen Ausnahmen⁹⁶ kommt es in diesem Brief das einzige Mal vor, dass das Ich nicht mit „René“ schließt. Die Heraufbeschwörung des „alten René“, wie sich der Schreiber in einem Großteil der Briefe nennt, spricht analog zur These Davide Giurianos⁹⁷ für eine Aufspaltung der Person Rainer Maria Rilke in den Mutter-Briefe-schreibenden René und den angehenden Weltliteraten Rainer Maria. Mit dieser Reduzierung der eigenen Person auf den Sohn René untergraben der Autor und auch der Schreiber der Briefe ihre Bemühungen, sich von der Mutter frei zu machen und sich als selbstständige Menschen zu präsentieren – quasi eine Umkehrung der in Brief 2 offensiv vorgetragenen Abgrenzungstendenzen.

Doch die Thematisierung der Namensgebung findet auch in Bezug auf den Namen der Mutter statt. So schreibt das Ich am 11. Mai 1898 (B 56/I/52): „Wenngleich Du in bescheidener Weise nur ein Endchen Deines Namens gebrauchst, sollst Du doch soviel Frohsinn, Freude, Gesundheit haben, als in des ganzen Namens griechenedle Form hineingeht!“ Im Gegensatz zu den eigenen angeblich triftigen Gründen zur Umbenennung, die vor allem auf dem Druck der öffentlichen Meinung beruht, wird hier vom Schreiber die selbstbestimmte Wahl des Rufnamens thematisiert. Das „Endchen“ verweist auf einen Diminutiv des Namens „Sophia“ und nimmt dem „präventiöse[n] Phia“⁹⁸ die Eigenständigkeit, indem die Abkürzung schlechter als der volle Name

⁹⁵ Vgl. Schank: Kindheitserfahrungen, S. 262 f.

⁹⁶ Z. B. B 240/I/251, B 244/I/256, B 245/I/256, B 271/I/291.

⁹⁷ Vgl. Giuriato: Die „unwirthlichen Blätter“, S. 138.

⁹⁸ Raddatz: Überzähliges Dasein, S. 14.

bewertet wird. Mit dieser Geringschätzung der mütterlichen Namensvariation und dem Verweis auf den antiken edlen, gesamten Namen gesteht das Ich der Mutter in Namensfragen erneut kein gutes Geschmacksurteil zu. Und auch 1899, im Kontext der Veröffentlichung der „Ephemeriden“ der Mutter, betont der Sohn (B 139/I/134): „Der Name ist nicht Hauptsache!“ Der in diesen Zeilen mitschwingende mütterliche Stolz auf den guten und selbsterwählten Namen⁹⁹ wird im ersten Fall belächelt, im zweiten Fall energisch gebrochen.

1.3 Stilistische Merkmale

Stilistisch fällt vor allem zu Beginn von Phase I ein höchst pathetischer Ton auf, der die Inszenierung des Sohnes als Literaten und gereiften Erwachsenen unterstützen soll. Rhetorisch ausgefeilte Wendungen verdeutlichen Kunstfertigkeit und Selbstbewusstsein (B 2/I/9): „[...] glaube ich zu empfinden, daß ich über das Ungesunde, Zersetzende meines ‚Sturm und Drang‘ hinaus bin, ohne dabei der Jugend jubelhelles Junifeuer eingebüßt zu haben [...]“.

Neben der Verwendung dieser offensichtlich und bewusst eingesetzten Stilmittel, die Teil der Selbstinszenierung sind, herrscht aber auch ein auffallend höflicher und von Konventionen geprägter Umgangston vor, der die starke Distanz zwischen den Briefpartnern ausdrückt (B 69/I/63):

Liebe Mama,
vielen Dank für Deinen ausführlichen Brief, der so viel des Interessanten und Bemerkenswerten enthielt; mich freut es, so ziemlich Günstiges von Deinem Befinden zu hören und ich bitte Dich immer ausführlich und aufrichtig davon zu erzählen.

Phase I drückt somit auf inhaltlicher wie auf stilistischer Ebene die schwierige Annäherung zweier Menschen aneinander aus. Der Schreiber versucht, aus den festgefahrenen Rollenmustern von Mutter und Sohn auszubrechen und sich jenseits dieser hierarchischen Struktur zu beweisen. Diese Tendenzen der Entmachtung der Mutter, um selbst als Erwachsener wahrgenommen zu werden, stehen jedoch dem braven, defensiven Briefe-Schreiben gegenüber, mit dem der Sohn dem gesellschaftlich geforderten Verhältnis zu seiner Mutter entspricht. Die Suche nach Nähe zur Mutter bei gleich-

⁹⁹ Die Mutter besteht darauf, ihren Namen auf den „Ephemeriden“ größer abgedruckt zu sehen, als der Sohn ihr empfiehlt (B 139/I/134). In B 141/I/137 bemerkt der Schreiber: „Der etwas grössere Name wird gut aussehen.“ Das Thema ist hiermit abgeschlossen, die Mutter hat ihren Wunsch durchgesetzt, was vom Ich schlussendlich doch positiv, wenn auch resignierend, erwähnt wird.

zeitiger Eigenständigkeit wird den gesamten Briefverkehr hindurch Thema sein. In Phase I lässt sich besonders stark der Kampf einer zerrissenen Persönlichkeit nachempfinden, die diesen Konflikt zu bewältigen versucht.

2 Phase II (1901–1911): Familiäre Neuorientierung

2.1 Biografische Einordnung

1901 ist das Jahr im Leben Rilkes, in dem die wohl weitreichendsten privaten Zäsuren anzusetzen sind. Am 26. Februar erhält Rilke einen mit „Letzter Zuruf“ überschriebenen Trennungsbrief von seiner Geliebten Lou Andreas-Salomé.¹⁰⁰ Wenige Tage später, am 2. März 1901 (B 223/I/231), findet Rilkes zukünftige Ehefrau erstmals Erwähnung in den „Briefen an die Mutter“, obwohl sich die Bildhauerin und der Dichter bereits am 7. September 1900 kennengelernt hatten.¹⁰¹ Am 28. April heiraten Rilke und Clara Westhoff,¹⁰² ab Ende Mai beziehen sie ein Bauernhaus in Westerwede und gründen ihren ersten gemeinsamen Haushalt.¹⁰³ Am 12. Dezember desselben Jahres wird Rilkes einzige Tochter Ruth geboren.¹⁰⁴

Inmitten der Mutter-Briefe dieses emotional aufwühlenden Jahres sticht ein Brief besonders hervor, und zwar die schon erwähnte Nachricht vom 2. März 1901. Nicht nur, dass in diesem Brief zum ersten Mal der Name „Clara“ fällt, dieser Brief stellt auch die erste schriftliche Mitteilung an die Mutter nach Beendigung der Beziehung zu Lou Andreas-Salomé dar. Ab diesem Brief wird Phase II angesetzt. In der folgenden thematischen Analyse wird sich zeigen, dass dieser biografische Einschnitt auch in inhaltlicher Hinsicht eine neue Phase der Mutter-Sohn-Kommunikation eröffnet. An einem einzelnen Brief den Wechsel von Phase I zu Phase II festzumachen, erscheint auf den ersten Blick plakativ, wird sich aber anhand der sich ab 2. März 1901 eminent verändernden Themen erklären und bestärken.

Stefan Schank folgend, kann im Jahr 1901 aufgrund der neuen Rolle als Familienvater auch ein deutlicher Einschnitt in Rilkes Schaffen angesetzt werden:

¹⁰⁰ Lou Andreas-Salomé: Brief v. 26. 2. 1901 an Rainer Maria Rilke. In: Rainer Maria Rilke, Lou Andreas-Salomé: Briefwechsel. Hg. v. Ernst Pfeiffer. Zürich: Max Niehans Verlag 1952. S. 41–43, zit. S. 41.

¹⁰¹ Vgl. Schnack: Chronik, S. 109.

¹⁰² Vgl. Schnack: Chronik, S. 123.

¹⁰³ Vgl. Schnack: Chronik, S. 124 f.

¹⁰⁴ Vgl. Schnack: Chronik, S. 130.

In den Jahren 1897 bis 1901 hatte Rilkes Auseinandersetzung mit seiner Mutter im dichterischen Werk eine Dynamik bekommen, die sie zuvor nicht einmal annäherungsweise erreicht hatte. Doch genau so plötzlich, wie der Sturm begann, ließ er auch wieder nach. In den folgenden Jahren, als Rilke ein bürgerliches Leben zu führen versuchte und eine Familie gründete, entstanden kaum Texte, in denen er sich mit seiner Kindheit unmittelbar beschäftigte.¹⁰⁵

Der Heirat folgt Trennung,¹⁰⁶ der Geburt der Tochter ein Auflösen des gemeinsamen Haushaltes,¹⁰⁷ dem Abschied von Lou eine existenzielle Krise.¹⁰⁸ Das erste Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts bedeutet für Rilke eine Phase finanzieller Not,¹⁰⁹ ständiger Ortswechsel¹¹⁰ und der Suche nach sich selbst als Literat und Privatmann. Von all dem erfahren wir aus den Mutter-Briefen wenig, zumindest wenig Eindeutiges. Die Briefe können nicht als Zeitdokument verstanden werden, sie sind ein eigenständiger Teil seines Werkes, der auf dem Nährboden biografischer Tatsachen ein sensibles und imaginäres Konstrukt einer Mutter-Sohn-Beziehung errichtet.

2.2 Inhaltliche Schwerpunkte

2.2.1 Erweiterung des nahen Umfelds

Durch das auffällige Thematisieren von Personen, die in Phase I noch keine Rolle spielten bzw. deren Funktion auch noch nicht von anderen Menschen besetzt war,¹¹¹ tritt die Mutter in ihrer Relevanz stark zurück. Der Sohn stellt der Mutter eine weibliche Konkurrentin mit dazugehöriger Familie gegenüber, ruft den eigenen Vater auf den Plan und schafft durch die Betonung seiner Pflichten als Vater und Führer eines Haushalts Möglichkeiten, die „vernachlässigte“ Mutter zu vertrösten.

¹⁰⁵ Schank: Kindheitserfahrungen, S. 361.

¹⁰⁶ Vgl. Raddatz: Überzähliges Dasein, S. 44: „[...] seine 1901 in hastiger Kopflösigkeit geschlossene Ehe mit der Künstlerin Clara Westhoff, die kaum länger hielt als bis zur Geburt der Tochter Ruth im Dezember desselben Jahres.“

¹⁰⁷ Am 26. 8. 1902 reist Rilke nach Paris ab, wo er bis Ende Juni 1903 bleiben wird (vgl. Schnack: Chronik, S. 148).

¹⁰⁸ Vgl. Schank: Kindheitserfahrungen, S. 361.

¹⁰⁹ Rilke erfährt, dass ihm die Zuwendungen seitens seiner väterlichen Familie ab Mitte des Jahres 1902 gestrichen werden sollen (vgl. Schnack: Chronik, S. 132). Als Schriftsteller noch nicht etabliert genug, um damit den Unterhalt für seine Familie zu verdienen, beginnt eine finanzielle Berg-und-Tal-Fahrt.

¹¹⁰ Rilke durchreist in den Jahren 1901–1911 ganz Europa bis Nordafrika, wobei er als fixe Anlaufpunkte Paris und Worpsswede erwähnt hat.

¹¹¹ Rilke hat bereits diverse Frauenbekanntschaften gemacht, die wohl ähnlich intensiv wie die Beziehung zu Clara waren (z. B. Lou Andreas-Salomé), diese waren jedoch nie Gegenstand der Mutter-Briefe.

2.2.1.1 Clara, die Braut und die Tochter

Die erste Erwähnung Clara Westhoffs in den Briefen an die Mutter findet sich in Brief 223 vom 2. März 1901. Eingeführt wird diese jedoch nicht nur als frisch Verlobte, sondern als neuer fixer Bestandteil seines Lebens (B 223/I/231): „Clara ist nachhause gereist auf meinem Wunsch, um unser Haus in Westerwede einzurichten und mich dort zu erwarten.“ Das „Nachhause“ und die Einrichtung „unseres“ Hauses überrascht, wurde doch noch im vorangegangenen Brief um den 16. Februar 1901 lediglich von „[u]nerwartete[n] Umstände[n]“ (B 222/I/230) gesprochen, die auf eine persönliche Neuorientierung hinweisen. Der Schreiber hat unzweifelhaft eine neue Geborgenheit gefunden, in der er „erwartet“ wird, was anschließend in aller Deutlichkeit, auch in Bezug auf die Art der Verbindung zu Clara, angesprochen wird (alle folgenden Zitate B 223/I/231): „Ich leide furchtbar unter der Trennung von meiner Braut“.

Die Gründung eines eigenen Heims geht der Nennung seiner Verlobten als Braut voraus, abschließend wird Clara das Wort erteilt, die die Mutter als „Deine gute Mama“ bezeichnet haben soll, womit Clara als zukünftige (Schwieger-)Tochter eingeführt wird. Dieser steigernde Aufbau ist besonders in Hinblick auf die Gesamtkomposition des Briefes in sechs Absätzen (ausgenommen Anrede und Schluss) relevant.

Die Passage, die den Brief einleitet, scheint noch vor der Nennung Claras der möglichen Bedrohung der Mutter durch die Braut entgegenzuwirken: „Dein Brief [...] wie das Geld [...] waren mir so liebe rührende Beweise Deiner selbstlosen mütterlichen Teilnahme, daß ich mich Dir herzlich nahe fühle, wie fast noch nie, Dich umarme als Sohn und Freund.“ Bei gleichzeitiger starker Betonung der verwandtschaftlichen, biologischen Tatsache der Mutterschaft, wird hier die emotionale, freundschaftliche Verbindung hervorgehoben. Die Verwendung von Begriffen und Bildern der körperlichen Nähe zwischen Mutter und Sohn ist ungewöhnlich¹¹² und kann im Kontext dieses Briefes als vorbeugende Maßnahme gegen ein mögliches Konkurrenzverhalten zwischen Mutter und Verlobter angesehen werden. Der Bestätigung der Mutterschaft folgt die Zusicherung einer tiefen Freundschaft. Erst nach Betonung dieser bestehenden Basis erfolgt die Nennung der Geliebten und des gemeinsamen Haushalts.

Einer weiteren Überleitung, die die Versicherung eines Mutter-Sohn-Treffens in Arco in „guter Gemeinsamkeit“ behandelt, folgt oben zitierte Passage, die den Trennungsschmerz des Ich ausdrückt. Nach einem weiteren Absatz, der das Treffen mit der Mutter

¹¹² Vgl. die Erläuterungen zu Brief 2 im Kapitel III/1.2.1.

in Arco thematisiert und in dem das Ich überschwänglich betont: „Ich freue mich kindisch auf unser Wiedersehen!“, folgt erneut eine Clara-Passage: „Clara bat mich vor ihrer Abreise noch ausdrücklich, Dich tausendmal zu grüßen: Deine gute Mama – sagte sie.“

Wie soeben dargestellt, hat dieser Brief einen äußerst raffinierten Aufbau, der einen Spagat zwischen der Neueinführung der Braut und der Beschwichtigung der möglichen mütterlichen Kränkung schafft. Hervorzuheben ist noch in diesem Zusammenhang, dass alle „Clara-Absätze“ mit einem zur Mutter bzw. Arco überleitenden Satz enden, der jeweils thematisch nicht zum vorhergehenden Text passt. So endet Absatz 2 mit „Ich selbst fahre heute abends 10 Uhr 10 weiter und bin morgen in Arco“. Absatz 4 schließt mit „Du wirst mich froh finden!“. Absatz 6 fügt an: „Und das sage ich auch: meine gute Mama!“

Das ab Brief 223 stattfindende gemeinsame briefliche Auftreten des Sohnes mit Clara und die daraus entstehende Häufung von „wir“ bzw. „uns“ anstatt „ich“ bzw. „mir“ prägen den Beginn von Phase II.¹¹³ Die enge Verbundenheit, die der Schreiber mit seiner Verlobten bzw. ab Brief 238 mit seiner Ehefrau auch in den Mutter-Briefen ausdrückt, hat einen doppelten Effekt. Zum einen führt sie Clara als Tochter ein, zum anderen macht die Frau an der Seite des Brief-Ichs der Mutter den Platz als weibliche Vertraute streitig. Dieses ambivalente Verhältnis prägt die Darstellung Claras in den Mutter-Briefen.

Wörtlich genannt wird die familiäre Bindung erstmals im Brief vom 14. April 1901 (B 231/I/237 bzw. 238): „*Meine liebe künftige Mama*“, schreibt Clara selbst, und schließt mit „*Deine treue künftige Tochter Clara*“.

Das aktive Bemühen Claras um die Gunst der Schwiegermutter ist stark an die Briefschreibetätigkeit des Sohnes gebunden. Hauptsächlich werden die lieben Grüße Claras nur vom Schreiber erwähnt und ausgerichtet,¹¹⁴ bis später eigenhändige Zusätze Claras folgen¹¹⁵ und ihr Name zum Teil auch gleichberechtigt neben „René“ zu finden ist.¹¹⁶ Im Laufe der Zeit entzieht sich Clara jedoch dem von der Mutter ausgehenden Druck und muss vom Ich beharrlich verteidigt werden.¹¹⁷ Die Forderung der Mutter, dass auch

¹¹³ Erstmals in B 230/I/235, B 232/I/238 („Wir schreiben bald wieder“) usw.

¹¹⁴ Z. B. B 223/I/231, B 230/I/236, B 473/I/523 usw.

¹¹⁵ B 231/I/237 f., B 238/I/248 f., B 240/I/251, B 242/I/255, B 265/I/284, B 278/I/298.

¹¹⁶ B 236/I/245, B 240/I/251, B 244/I/256, B 245/I/256, B 246/I/258, B 247/I/258 („Deine dankbaren Kinder“), B 250/I/261 usw.

¹¹⁷ Bereits in B 238/I/248, aber z. B. auch in B 318/I/345 usw.

die Schwiegertochter einen kontinuierlichen Briefverkehr aufrecht erhält, und der mit der Nicht-Erfüllung einhergehende Gewissensdruck gehen direkt auf den Sohn über, der die Vermittlerposition übernommen hat.

2.2.1.2 Einführung der Schwiegerfamilie

Doch nicht nur seine Braut Clara Westhoff erweitert die nahe Umgebung des Sohnes, sondern auch deren Familie, die nun einen Gegenpol zur Mutter darstellt. Die erste Nennung „von Mama und Papa Westhoff“ findet sich im Brief vom 22. März 1901 (B 230/I/235). Hierbei wird das Ich zum Wir und die Schwiegereltern werden mithilfe von beigelegten Fotografien vorgestellt. Zu Charakterzeichnungen soll es erst deutlich später in den Mutter-Briefen kommen (B 796/II/195 ff.). Dennoch findet sich im Brief vom 10. Oktober 1901 eine klare Gegenüberstellung der beiden Mütter (B 266/I/285): „Mama Westhoff, die sehr unempfindlich ist [kam] zu Rad herüber und brachte ein kleines Bildchen mit [...]; alle sind gut darauf, auch Du bist nicht schlecht[.]“

Die unempfindliche Mama Westhoff ist das genaue Gegenteil zur zerbrechlichen, ständig kranken Mutter. Der nachfolgende Kommentar über das Aussehen auf dem benannten Foto bemüht außerdem das Gegensatzpaar gut/schlecht und impliziert, dass die Mutter ansonsten kein besonders gutes Bild abgibt.

Phase II wird stark durch Themen und Faktoren bestimmt, die außerhalb der Reichweite der Mutter liegen. So findet auch die Trauung und damit die Zusammenführung zweier Familien in Bremen ausschließlich mit Mitgliedern der Westhoff'schen Familie statt (B 238/I/247).

2.2.1.3 Auftritt des Vaters

Bereits im Brief um den 16. Februar 1901, also eine Briefeinheit vor Beginn von Phase II, findet sich die erste Nennung des Vaters des Schreibers (B 222/I/230). Kommt es dort nur zu einer beiläufigen Erwähnung, so tritt das Näheverhältnis zwischen dem Sohn und seinem Vater in Brief 231 bereits deutlich zutage, indem er schreibt, er habe „auch das dringende Bedürfnis [...] Clara Papa vorzuführen“ (B 231/I/237). Wie in diesem Satz die Zuordnung von Dativ- bzw. Akkusativobjekt funktioniert, ist nicht ersichtlich, doch spricht aus diesen Zeilen ein tiefes Verlangen, eine Annäherung zwischen Clara und dem Vater herzustellen.

Dass der Vater, wie schon oben erwähnt auch die Schwiegerfamilie, der Mutter die Position als erste Vertraute raubt, zeigt sich deutlich an dem Brief vom 1. September 1901, in dem es „eilig aber herzlich“ heißt, das junge Paar hätte in den vergangenen beiden Tagen den Vater zu Besuch gehabt, weshalb die Beantwortung des Briefes der Mutter hintangestellt werden musste (B 258/I/273).

Eine besondere Bedeutung kommt der Rolle des Vaters in den Mutter-Briefen ab März 1906 zu. Am 20. März verfasst das Ich die erste briefliche Mitteilung an die Mutter nach dem Tod des Vaters.¹¹⁸ Hierin bezeichnet er den Vater als „die Güte selbst, die treueste Hülfe, der rührendste Freund“ – der Mutter hingegen sei er ein „herber Freund“ gewesen, „ein Bringer von tausend Schmerzen und Verzweiflungen“ (B 457/I/503). Die Ambivalenz der Figur des Vaters bringt die Differenz der Figuren Mutter und Ich zum Ausdruck. Derselbe Mensch musste auf zwei so unterschiedliche Personen derart divergent wirken. Die Bestätigung der emotionalen Einheit mit dem Vater unterstreicht die in Phase II hervortretende Abwendung von der Mutter, die nicht durch die Erstarkung der eigenen Persönlichkeit, sondern durch die Hinwendung zu anderen Personen geschieht.¹¹⁹

2.2.1.4 Der Sohn wird Vater und Familienoberhaupt

„Ich bin nichtmehr allein!“ (B 278/I/297) Diese Worte wählt der Sohn, um seine neue Rolle als Vater zu beschreiben und damit gleichzeitig zu sagen: „Ich bin nicht mehr nur Sohn“. Denn nicht die Freude über die Geburt der Tochter Ruth¹²⁰ steht zu Beginn des Briefes im Zentrum, sondern die Rechtfertigung vor der Mutter (B 278/I/297): „Ich möchte Dir gerne einen großen Weihnachtsbrief schreiben; aber in meiner neuen recht beneidens werten Eigenschaft als Vater hab ich so viele Pflichten, daß ich Dir nur wenige innige Worte senden kann.“

¹¹⁸ B 457/I/502 ff.; Josef Rilke starb am 14. 3. 1906 (vgl. Schnack: Chronik, S. 257).

¹¹⁹ Als Beleg dafür, dass die konstruierten Figuren der Mutter-Briefe nicht mit den realen Personen übereinstimmen, dient das hier dargestellte Vater-Bild. Laut Stefan Schank lassen sich Rilkes Grundgefühle gegenüber seinem realen Vater folgendermaßen beschreiben: „Rilke erlebte seinen Vater als emotional kalt, distanziert, bedrohlich, unterdrückend und unfähig zur Einfühlung in die Seele seines Sohnes.“ (Stefan Schank: Rilkes Vater und Rilkes Vaterbild. In: Rilke heute. Der Ort des Dichters in der Moderne. Red. v. Vera Hauschild. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag 1997 [= suhrkamp taschenbuch 2599]. S. 81–111, zit. S. 89). Die Idealisierung des Vaters wird in den Mutter-Briefen also als Kontrast zur Mutter eingesetzt.

¹²⁰ Am 12. 12. 1901 (B 275/I/294).

Der deutliche Einbruch in der Produktivität der Mutter-Briefe in 1902¹²¹ veranschaulicht diese enormen Pflichten, wobei das Argument der Elternschaft nicht als Hauptgrund für die Entschuldigung der langen Schweigezeiten herangezogen wird. Eng verknüpft mit der Rolle als Vater ist die Verpflichtung, finanziell für den eigenen Haushalt und die Familie aufkommen zu müssen.

Durch das Aufrücken des Sohnes zum Vater, also eine Beinahe-Gleichstellung mit der Mutter, da ja nun beide Eltern sind, erhofft sich das Brief-Ich mehr Verständnis und Einfühlungsvermögen, die jedoch nicht eintreten. Auch die Betonung des eigenen Haushalts, die genaueste Information über die Planung des Umbaus und die Einrichtung,¹²² soll der Mutter das Bild eines soliden Erwachsenen vermitteln. Doch schon im August 1902 verlassen Clara und der Schreiber ihr Heim und ziehen ohne Ruth nach Paris, wo das Paar in getrennten Wohnungen lebt. Die Betonung der väterlichen Pflichten weicht der Betonung der Relevanz, die die Arbeit für das Leben der Familie hat.

2.2.2 Die Wanderjahre des Literaten

2.2.2.1 Die literarische Arbeit

Nach dem Scheitern der Emanzipation als Ehemann und Familienvater tritt der Sohn vehement als Arbeitender hervor. Die jeweiligen Tätigkeiten werden meist im Detail nicht beschrieben, doch wird „die Arbeit“ zur großen Konkurrentin der Mutter (B 307/I/332): „Liebe, gute Mama, / schon wieder ist durch meine Schuld eine ziemlich große Pause in unserer Correspondenz eingetreten: verzeih! Ich bin jetzt so überladen, stehe den ganzen Tag am Pult bei Briefen und Arbeiten und komme zu nichts.“

Einen Höhepunkt in der Thematisierung der Arbeit stellt folgende Passage aus dem Brief vom 10. März 1904 dar (B 380/I/426):

Nun aber müssen wir uns über einen Punkt verständigen. Es thut mir leid, daß Du aus unserem Übereinkommen ein Geheimnis machst und nicht allen Leuten offen sagst, ich sei momentan durch Arbeit verhindert, auszugehen. Das ist ja keine Schande und muß nicht durch Lüge bemäntelt werden. Auch wollen wir uns darüber einigen, daß es wohl nicht angeht, von „furchtbaren Verhältnissen“ zu reden; wozu solche Ausdrücke eitel nennen, da doch Gottlob nichts furchtbares vorgefallen ist? Ich habe Dir geschrieben, daß meine Arbeit unbedingt Ruhe und ungestörtes, konzentriertes Alleinsein haben muß und wir uns frühestens um Ostern sehen können. Und Du hattest die Rücksicht mir zu

¹²¹ Zum Vergleich: 1901: 79 Briefe, 66 Druckseiten; 1902: 51 Briefe (ca. -35 %), 39 Druckseiten (ca. -40 %).

¹²² Z. B. B 230/I/235, B 246/I/256 f., B 251/I/262 ff. usw.

erlauben, ganz bei meinen Sachen zu bleiben, wofür ich Dir sehr dankbar bin. Wir wollen nicht vergessen, daß der Umstand, weshalb wir uns jetzt nicht sehen können gute Gründe hat und nicht den Fluch des Wortes „furchtbare Verhältnisse“ auf die Arbeit legen, die mir das Liebste ist und sein muß, was ich habe.

Dem von der Mutter vorangegangenen Angriff auf die Arbeit wird mit außergewöhnlich harten Worten begegnet, die ein äußerst negatives Licht auf die Mutter werfen. Die Begriffe „Lüge“ und „eitel“ zielen indirekt auf die Mutter ab und sind als Vorwurf gegen ihre Persönlichkeit zu verstehen. In dem mütterlichen Fluch auf die Arbeit zeigt sich ebenso deren Charakter wie in der Argumentation des Sohnes, dass eine Übereinkunft bestanden hätte, die von der Mutter scheinbar grundlos gebrochen wurde. Der Schreiber hingegen ist „dankbar“ für die vorangegangene Abmachung, „es tut ihm leid“, dass sich die Dinge so unschön entwickelt haben, er will sich sogar „darüber einigen“, dass der mütterliche Vorwurf ungehörig war. Die Charakterzeichnungen liegen in der Diskrepanz der zugeschriebenen Eigenschaften klar auf der Hand.

Trotz der harschen Worte fällt an dieser Textstelle jedoch auf, dass der Sohn von „wir“ spricht, den Vorwurf also nur indirekt formuliert. Die Wut, dass ihm sein Liebstes beleidigt und abgewertet wurde, kann sich nicht deutlicher äußern und zeigt, dass die Macht der Mutter weiterhin ungebrochen ist. Die Versuche aus Phase I, sich neu zu definieren und damit eine Abgrenzung von der Mutter zu erreichen, sind als gescheitert anzusehen, was den Charakter von Phase II als Phase der versuchten Abwendung von der Mutter erklärt.

Die Arbeit sei sein Liebstes, wie es in obiger Passage heißt, zeigt aber zugleich eine doppelte Abwendung. Zum einen von der Mutter, die dem (Klein-)Kind das Liebste ist, andererseits von seiner Familie, die sich der Sohn eigentlich als neues Liebstes nach der Mutter gesucht hatte. Die Arbeit, gekoppelt mit der Einsamkeit, setzt sich über die zwischenmenschlichen Beziehungen hinweg und erhebt die Person des Sohnes zum Abstraktum Künstler. Der Künstler überlagert den Menschen, der Sohn, Ehemann und Vater ist, es aber nicht länger sein will und kann. Im Künstlertum findet der Schreiber die Freiheiten, die er im wirklichen Leben vermisst.

Ein weiteres Mal wird dieser Themenkomplex ausführlich am 2. Juli 1908 diskutiert. Hier schreibt der Sohn, dass „angestrengte Arbeit das beste für mich ist, was ich kenne“. Und weiter (B 545/I/590 f.):

Ich bin völlig einsam, nicht anders als Du; aber wenn es so ist, so ist das nicht im Ton einer Klage, daß ich es zugebe. Es dürfte gar nicht anders sein, denn eben für meine Arbeit und Concentration ist diese Einsamkeit die entscheidenste Vorbedingung und

selbst, wenn es liebe Hände gäbe, die mir wohlzuthun wünschten, müßte und muß ich sie abweisen –.

In Brief 2 vom 8. Dezember 1896 wird mit einem ähnlichen Begriffsspektrum die Tätigkeit des Brief-Ichs beschrieben. Auch damals wurde ein Bezug zur Mutter hergestellt, nämlich der der mütterlichen Abwesenheit und der mangelnden Möglichkeit zum persönlichen Gespräch.¹²³

Mit der Hinwendung zur Arbeit und damit zur Einsamkeit geht auch immer eine Abwendung von der Mutter einher, die umgehend mit Vorwürfen quittiert wird. Zur Selbstverteidigung versucht der Sohn mit Berufung auf die Arbeit die eintretenden Schweigephasen zu erklären, verfällt aber gleichzeitig in eine Bittsteller-Position, indem er bei der Mutter um Verzeihung, nicht mehr nur um Verständnis ringt (B 412/I/460): „Meine liebe gute Mama, – heute erst, verzeih, danke ich Dir für Deinen lieben, lieben Brief, bin auf der Heimreise und sehr beschäftigt!“ Die Schmeichelei, die sich im dreimaligen „liebe(n)“ ausdrückt, der Komplex der Verzeihung und des Dankes, die Themen Reise und Arbeit, und natürlich die vorangegangene Schreibpause von knappen drei Wochen illustrieren neben der Wahl der Postkarte als Übertragungsmedium sehr gut einige wichtige Charakteristika dieser Phase II. Besonders deutlich wird die selbstzerstörerische Tendenz, die aus der Abwendung von der Mutter resultiert, an folgender Textstelle (B 460/I/507):

[E]s ist mir quälend immer und immer wieder mit Entschuldigungen einsetzen zu müssen, dafür, daß statt eines Briefs nur eilige Worte kommen, die Dich zu vernachlässigen scheinen; in Wirklichkeit ist mir sehr zu Herzen Dir lang und ausführlich tagelang zu schreiben von dem was mich nun bewegt; aber denk was mich nach meiner verspäteten Rückkunft hier für Arbeit erwartet hat, Briefe um Briefe und einer schwieriger als der andere.

Dass man dem Sohn diese übertriebene Ausdrucksweise nicht abnehmen kann, liegt daran, dass er in den Mutter-Briefen selten von seinen persönlichen Problemen spricht. Die oberflächliche Behandlung einzelner Lebensthemen ergießt sich während der 30-jährigen Korrespondenz nie in „tagelang“ geschriebenen, ausführlichen Briefen und vermittelt meist ein wenig zu greifendes Bild seiner Persönlichkeit. Trotz der vielfachen „herzlichen Umarmungen“, mit denen der Sohn unzählige Briefe schließt,¹²⁴ bleibt der Eindruck einer distanzierten, von Abgrenzung und Vorwurf gestörten Mutter-Sohn-Beziehung bestehen.

¹²³ Vgl. Kapitel III/1.2.1.

¹²⁴ Z. B. B 530/I/582, B 532/I/583, B 534/I/585, B 539/I/586, B 541/I/588 usw.

2.2.2.2 Die Reisen

Als Ausdruck des Künstlertums, das ein ortsungebundenen, freies Leben mit sich bringen kann oder sogar muss, können die zahlreichen Ortswechsel vor allem zwischen 1902 und 1914 angesehen werden. Die Produktion der Mutter-Briefe wird durch die Thematisierung der Reisen bestimmt, und auch in der Wahl des Mediums drückt das Ich seine Vielbeschäftigung aus – so entstehen in diesem Zeitraum außerordentlich viele Postkarten- und Telegrammnachrichten.

Der Inhalt der Korrespondenz umfasst Reiseberichte,¹²⁵ die Aufzählung prominenter Menschen aus dem Umfeld des Sohnes¹²⁶ und die Beteuerung, durch diese Reisen zu lernen und den Horizont zu erweitern.¹²⁷ Die Wanderschaft ist ein äußerlicher Ausdruck für eine innere Entwicklung. Dass der Reisende trotz aller Ruhelosigkeit an Reife gewinnt, beschreibt das Ich bereits 1900 in Bezug auf die Mutter (B 168/I/172):

[D]iese [die Gesundheit] wird kommen, da Du sie wünschst und brauchst zu jenen Aufstiegen, nach welchen Deine Seele in der schönen südlichen Fremde [...] reift! Dann kommen erst einige reiche Wander- und Sammeljahre, die wie Vollendungen seien werden dessen, was Du in den schönen Gefühlen Deiner Mädchenjahre nicht geträumt, gewollt und erwartet hast.

Mit zahlreichen „Reiseüberraschungen“ (B 1005/II/434), wie das Ich seine brieflichen Mitteilungen aus unerwarteten Destinationen betitelt, wird die Spontaneität des Reisenden betont.

2.3 Stilistische Merkmale

In Phase II fällt ein starker Bezug zwischen Inhalt, Medium und Stil der jeweiligen Briefnachrichten auf. Die starke Reisetätigkeit drückt sich thematisch, aber auch durch die Wahl des Briefformates aus und bedingt dadurch einen knapperen Stil, der sich außerdem eminent vom blumig-kunstvollen Stil der beginnenden Phase I abhebt. Zur Veranschaulichung ein Beispiel vom 17. Juni 1904 (B 398/I/445 f.):

L. g. M. Du hast gewiß meinen Brief aus Viareggio, der Dir viel erzählte. Nun sind wir in Mailand u. denken überall viel an Dich, die alles Schöne hier kennt. Morgen geht es weiter; deshalb nur diesen kurzen, herzinnigen Gruß, der Dich hoffentlich gesund antrifft. [...]

¹²⁵ Z. B. B 397/I/444 f., B 401/I/447, B 473/I/523, B 656/II/45 f. usw.

¹²⁶ Z. B. B 408/I/456, B 434/I/484, B 437/I/488, B 476/I/526 usw.

¹²⁷ Z. B. B 657/II/47.

Da sich eine Korrespondenzphase, die sich über zehn Jahre erstreckt, nicht auf ein paar Schlagwörter reduzieren lässt, soll hier vor allem eine stilistische Tendenz in Abgrenzung zur vorhergehenden Phase I und nachfolgenden Phase III nachgezeichnet werden. Inhaltlich betrachtet ist Phase II als Scheitern der in Phase I erwünschten emanzipierten Annäherung an die Mutter zu verstehen. Dieses Scheitern manifestiert sich auf thematischer Ebene, in einer auffälligen Abnahme der Produktivität und im erkühlten Ton, wie obige Passage verdeutlicht. Am Ende von Phase II macht allerdings das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn eine unerwartete Kehrtwende und findet zu einem neuen Miteinander, das sich ab Phase III vor allem sprachlich äußert. Folgende Passage soll die stilistische Entwicklung in Phase II aufzeigen, die langsam den Weg von einer distanzierten, hin zu einer innigeren Sprache vollzieht (B 673/II/59):

Meine liebe gute Mama,
wir liegen vor Cairo, in einer Weile werden wir in der großen orientalischen Kapitale sein, bereichert um unendliche Erinnerungen und immer noch und immer wieder großen Wundern gegenüber. [...] Ich erwarte nun sehr Deine nächsten Nachrichten, der letzte rekommandierte Brief hat mich in Assiut erreicht und lieb überrascht, wenn doch fortgesetzt Deine Schmerzen sich beruhigten: alle meine innigsten Wünsche dazu sind um Dich und meine Gedanken erreichen Dich oft, erfüllt mit der Kraft, die die großen Eindrücke ihnen geben. [...]

3 Phase III (1911–1915): Idealisierung der Mutter

3.1 Biografische Einordnung

Die Abgrenzung zwischen Phase II und III hat vordergründig keine thematischen Gründe, sondern ist durch einen beinahe abrupten Stilwechsel eingeleitet. Allerdings ist diese Veränderung im Ton nicht auf einen einzigen Brief festzumachen, sie vollzieht sich aber in einem relativ engen Zeitraum zwischen Ende September und Ende Oktober 1911. Auch biografisch muss weiter ausgeholt werden, um die Umbrüche in Rilkes Leben anschaulich darstellen zu können.

Da Phase II von finanziellen Problemen geprägt war und außerdem die familiäre Situation zwischen Rilke, Clara und Ruth problematisch wurde, mag eine Veränderung auf diesen Ebenen Grund genug für eine starke Änderung in den Mutter-Briefen gewesen sein. Mitte September trifft Clara bei Rilke in München ein, um mit ihm über die Zukunft Ruths und ihre eigene Beziehung zu sprechen. Beschlossen wurde, dass Ruth zu Clara nach München ziehen solle, um dort die Schule zu besuchen. Nach zehn

Jahren harter Arbeit hatte es Clara geschafft, eine solide Basis für sich und ihre Tochter zu schaffen. Unterstützung sollten sie durch eine Erbschaft Rilkes bekommen, die ab 19. Juli 1912 angetreten wurde und von der eine Vorauszahlung in Höhe von 5000 Kronen schon am 28. September 1911 erbeten werden konnte.¹²⁸ Außerdem einigen sich Clara und Rilke darauf, ihre Ehe scheiden zu lassen,¹²⁹ was aber trotz vehementer Forderung vonseiten Claras schlussendlich nicht umgesetzt werden sollte. Von seinem Verleger Anton Kippenberg bekommt Rilke außerdem eine monatliche Zahlung von 500 Mark in Aussicht gestellt.¹³⁰ Durch dieses Einkommen und die Erbschaft aus der väterlichen Familie ist die Phase der angespannten finanziellen Situation überstanden. Familiär und finanziell hat sich 1911 also ein Knoten gelöst, der die Leichtigkeit der Mutter-Briefe in den kommenden Jahren erklären könnte.

Nachdem im Mai 1910 „Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“ erschienen sind, ist auch der Durchbruch zum Weltliteraten endgültig geglückt. In diesem Werk setzte sich Rilke sehr bewusst mit seiner Kindheit und den Folgen von Erziehung auseinander, woraufhin, laut Stefan Schank, eine Umorientierung in Gang gesetzt wurde, die die Idealisierung seiner Eltern und seiner Kindheit zur Folge hatte: „Die endgültige Abwendung vom Ziel einer kritischen Aufarbeitung der Kindheit zugunsten der Idealisierung seiner Eltern und seiner frühen Erfahrungen vollzog Rilke mit großer Wahrscheinlichkeit im Dezember 1911 und Januar 1912.“¹³¹ Mit dieser Feststellung bestätigt sich der Leseindruck der Mutter-Briefe der Phasen III und IV, was in den folgenden Kapiteln näher untersucht werden soll. Dass dem Erfolg des „Malte“ eine Schaffenskrise folgte,¹³² drückt sich in den wenigen Veröffentlichungen dieser Zeit und einer enormen Briefschreibetätigkeit aus, in deren Kontext auch die Produktionshochphase der Mutter-Briefe betrachtet werden muss.¹³³

Ein weiterer Anhaltspunkt für einen gewichtigen Einschnitt in Rilkes Leben stellt ein Treffen zwischen Rilke und Viktor Emil von Gebattel dar, das vermutlich am 22. September 1911 stattfand und in dem Rilke davon erfuhr, dass Lou Andreas-Salomé, seine lebenslange Freundin, ebenfalls in der Psychoanalyse tätig ist. Der Psychoanalyse als Möglichkeit, über seit der Kindheit gewachsene Probleme hinwegzukommen, stand

¹²⁸ Vgl. Schnack: Chronik, S. 381 f.

¹²⁹ Vgl. Schnack: Chronik, S. 383 f.

¹³⁰ Vgl. Schnack: Chronik, S. 384 f.

¹³¹ Schank: Kindheitserfahrungen, S. 520.

¹³² Vgl. Schank: Kindheitserfahrungen, S. 519.

¹³³ Vgl. Holthusen: RMR in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, S. 102.

Rilke ambivalent, aber interessiert gegenüber.¹³⁴ In Bezug auf die Mutterthematik muss diese (wenn auch zögerliche) Hinwendung zur Psychoanalyse eine neue Phase der Bewertung der Familienverhältnisse gebracht haben.

3.2 Inhaltliche Schwerpunkte

3.2.1 Abkehr von Clara und ihrer Familie

Hat der Schreiber in Phase II noch ganz bewusst seine neue Familie und seine soziale Umgebung dargestellt, um sich damit aus dem Einflussbereich der Mutter zu begeben, findet sich in Phase III eine Umkehr – zurück zur Mutter. Das Ich gibt zu, „nur kurze Nachrichten“ (B 726/II/107) von Clara und Ruth zu haben und daher über den weiteren Verbleib der Tochter nicht genau Bescheid zu wissen. Ebenso wird die Nähebeziehung zu Clara negiert, die bestehenden Probleme werden nicht als gemeinsame aufgefasst (B 733/II/117): „Ich halte mich schon deshalb ganz zurück, weil ich möchte, daß Clara sich jetzt nur mit sich und ihren Angelegenheiten beschäftigt und darin weiter kommt, ohne durch das, was mich angeht, aufgehalten und abgelenkt zu sein.“

In dieser Textstelle zeigt sich deutlich eine Distanzierung des Ehepaares, die nicht mehr nur räumlich, sondern auch eindeutig emotional vorhanden ist und so zum ersten Mal der Mutter präsentiert wird. Im Folgebrief entwirft der Schreiber sogar ein verheerendes Bild der familiären Situation (B 734/II/118):

Die Unordnung und Unnorm, die in unseren Familiensachen herrscht, muß Du Clara nicht nachtragen, sie hat es all die Jahre sehr schwer gehabt, und die Schuld ist ja fast völlig auf meiner Seite, (soweit in allen diesen Sachen von Schuld die Rede sein kann) der ich weder zum Ehemann noch Vater taue, alles Familiäre vernachlässige und mein unstätes Leben am Liebsten von heute auf morgen der Fügung überlasse, die ja allerdings durch die Arbeit, der ich nachgehe und um die es mir bitterernst ist, zum Glück nicht ganz zum Zufall wird.

Den Höhepunkt der Distanzierung von seiner Frau stellen die Äußerungen im Brief vom 8. Januar 1913 dar, als das Ich schreibt, bei Clara und Ruth gäbe es „kein[en] eigentliche[n] Haushalt, keine Haus-Ordnung, sondern etwas wie ein fortwährendes Provisorium“ (B 796/II/195). Es folgt ein Psychogramm Claras (B 796/II/196):

Clara muß man das alles nachsehen. Sie ist einmal durch ihre Erziehung gar nicht auf Ordnung vorbereitet gewesen, dies ist schrecklich genug für sie, denn sie leidet selber am Meisten darunter und manche ihrer schweren Komplikationen rührt davon her, daß

¹³⁴ Vgl. Ursula Welsch: Das leidende Genie. Lou Andreas-Salomés Einschätzung von Rainer Maria Rilkes Problematik. In: Blätter der Rilke-Gesellschaft 11-12 (1984/85). S. 55–71, zit. S. 62.

sie nichts zu organisieren vermag. Ordnung ist ihr eine Überanstrengung, sie will sie durchsetzen, dann und wann, stoßweise, aber es geht einfach über ihre Kraft. Bei ihr muß man vor allem immer denken, daß sie ein Mensch in Noth ist, in innerer Noth [...].

Doch nicht nur Clara wird in dieser für die Mutter konstruierten Innenschau betrachtet, sondern auch die Westhoff'sche Familie, oder vielmehr deren angebliche Ansichten zur Erziehung (folgende Zitate aus B 796/II/197): „[I]ch weiß eigentlich kaum jemanden, der es in sich und mit der Welt so schwer hätte, wie diese durch ihre Eltern vielfach belastete, ernste redliche Natur [Clara], für die auch ich nur eine Erschwerung war.“ Und weiter: „Und Ruth, die aus dem womöglich noch unberechenbareren Régime ihrer Großmutter kommt, [...] kann aus eigener Initiative eine Rechtzeitigkeit natürlich nicht aufbringen [...].“ Erst nach diesen Ausführungen kommt der Sohn zu dem Schluss: „Erziehung, Erziehung, Erziehung: es ist schade, daß Ruth keine haben wird, denn sie ist eine herrliche Genauigkeit später in dem à peu près des Lebens [...].“

Mit dieser Schlussfolgerung versetzt er der in Phase II entwickelten Konstruktion seiner neuen Familie den Vernichtungsschlag. Das Ich kehrt zu der Wahrheit der eigenen Kindheit zurück und pflichtet der Mutter in ihrer Erziehung bei. Mit dem Kommentar „ich kann ja nichts dazu thun vorläufig“ (B 796/II/198) hebt der Sohn seine Rolle als Vater völlig auf. Er ist nicht mehr an der Erziehung seiner Tochter beteiligt.

Die Umwälzung von Claras Charakterschwäche auf den Einfluss der Westhoff'schen Familie fand einige Jahre zuvor noch nicht statt. Am 21. Dezember 1911 stellte der Schreiber die fehlende Genauigkeit Claras als Unterschied zwischen den Generationen dar und schaffte so eine gemeinsame Ebene zwischen sich und seiner Ehefrau wie auch zwischen der Mutter und der Fürstin Taxis (B 721/II/100):

Du mußt Clara ihre Unpünktlichkeit nicht übel nehmen: Ihr seid aus einer so gewissenhaften Generation, – und allen, scheint es, fallen die raschen Erledigungen ganz anders schwer, ich sah es auch an der Fürstin Taxis und mir, bei ihr ist immer alles so prompt gethan, ich verschleppe alle Erledigungen ins Perspektivische, es ist eine Schande.

Diese Verbrüderung zwischen den Eheleuten endet in Phase III. Im weiteren Verlauf kann man deutlich eine Hinwendung zur Mutter erkennen, indem die Relevanz der eigenen Familie verleugnet und die Mutter in ihrer Funktion als Erziehende hervorgehoben und gelobt wird. Der Vergleich mit der Fürstin muss in diesem Kontext auch als Schmeichelei für die Mutter und demnach als eine Hinwendung an sie verstanden werden.

Und noch ein weiteres Mal wird die Mutter in direkte Verbindung mit der Fürstin Taxis gebracht, wieder in Bezug auf Clara. Im Brief vom 20. Januar 1913 beschwichtigt der

Sohn seine Mutter bezüglich eines „unbegreiflichen Ausfalls“ (B 798/II/200) Claras. Der Sohn beteuert, Clara würde selbst der Fürstin Taxis „nicht ein Wort der Bestätigung“ über das Eintreffen eines Geschenkes schicken, „Du siehst, es steht nach allen Seiten so“ (B 798/II/201).

3.2.2 Hinwendung zur mütterlichen Lebensweise

Als Zugeständnis an die katholische Lebensführung der Mutter wird ab dem Jahr 1913 die Feier des Namenstages von Ruths eingeführt. 1901, direkt nach der Geburt der Tochter, konnte man noch eine deutlich anti-katholische Einstellung des Sohnes erkennen, die sich durch Aussagen wie „Mit dem Taufen hat es keine Eile“ (B 276/I/295) ausdrückte. Und dezidiert zum Namenstag heißt es 1902 (B 306/I/331): „Ruth (deren Namenstag übrigens nicht weiter gefeiert werden soll) ist sehr reizend [...]“. Ohne Diskussion, in einen Klammerausdruck gesteckt, wurde diese Anweisung hervorgebracht und später nicht wieder angesprochen. Die Kehrtwende in 1913 erstaunt daher umso mehr (B 824/II/228):

Ruth ist in Fischerhude bei Großmama Westhoff, scheint dort vergnügt und hat, denk ich mir, den neu eingerichteten Namenstag sehr lustig begangen. Auch wir sandten ihr einiges aus Göttingen, aber die Hauptsache wird's für sie gewesen sein, daß Du ihrer so herzlich gedachtest, (der sie ja die Einführung dieses neuen Festes dankt!)

Dass die Übernahme des Namenstagsfestes nicht aus der Überzeugung des Sohnes resultiert, sondern direkt auf die Mutter zurückzuführen ist, bestätigt sich nicht nur aus obiger Passage, sondern auch aus dem Kommentar des Schreibers im darauf folgenden Jahr, in dem er diesen Festtag beinahe vergessen hätte (B 884/II/289). Eine dezidierte Hinwendung zur Mutter kann daher in dieser Sache geschlussfolgert werden.

3.2.3 Krieg und Entfremdung

Phase III ist die Periode mit der größten Produktivitätsdifferenz.¹³⁵ Diese kann hauptsächlich auf den Ersten Weltkrieg zurückgeführt werden, allerdings aus zweierlei Gründen. Zum einen wurde die Postzustellung langsamer und schwieriger, da die Briefe der Zensur unterzogen wurden (B 970/II/391). Andererseits sollte sich im Verlauf des

¹³⁵ Zum Vergleich: 1912: 69 Briefe, 87 Druckseiten; 1915: 34 Briefe (ca. -51 %), 32 Druckseiten (ca. -63 %).

Krieges immer deutlicher eine persönliche Aversion des Sohnes darüber einstellen, von sich zu berichten, wo doch die Welt gerade verrückt spielt.

Am 31. Juli 1914 (B 888/II/293) schreibt das Brief-Ich, alles sei

darauf gefaßt, einzugreifen und (leider) der Stimmung nach, wie ich fürchte, dazu bereit. Daß man nicht die Fassung hatte, diese Angelegenheit zwischen den wirklich Beteiligten spielen zu lassen, wo sie ja bald hätte zu Ende kommen müssen. Deutschland ist ein Barbarenland, die Rauflust kocht ihnen immer noch unter dem bischen Anstrich, es ist traurig zu sehen. Welche Unvernunft in dem Ganzen!

Das persönliche Problem, nämlich sich als Person in einer Zeit der politischen Umwälzungen wahrnehmen und mitteilen zu dürfen, spricht aus folgenden Zeilen vom 28. August 1914 (B 892/II/297):

[A]ber wenn dort [in München], über der gemeinsam gefühlten Erregung, der Einzelne nicht galt, ja gewissermaßen nicht existierte, so hat es nun hier [in ländlicher Umgebung] erst recht seine Schwierigkeit, sich auf sich zu besinnen und etwas von sich zu erzählen.

Die „unerhörten Vorgänge“ (B 892/II/297) des Krieges verschlucken die eigene Existenz und rauben dem Individuum die Erlaubnis, sein eigenes Leben zu beschreiben und seine eigenen Probleme zu thematisieren (B 912/II/321):

[W]üßtest Du, wie sehr schwer diese Zeit für mich ist durch ihre ungewöhnlichen, ja ungeheueren Verhältnisse, wie sehr der Druck ihrer gewaltsamen Vorgänge mir jeden Tag über dem Herzen liegt –, Du würdest sicher gegen mein Schweigen noch nachsichtiger sein.

So schreibt der Sohn am 25. Januar 1915. Hans Egon Holthusen beschreibt diese Gefühlsstimmung als eine „mehr innerlich als äußerlich bedrängte Lage“¹³⁶. Der Hauptgrund für das Abfallen der Produktion der Mutter-Briefe ist hiermit gegeben.

Da Mutter und Sohn die vielen Jahre über eine äußerst thematisch bestimmte Kommunikation aufrecht erhalten haben, in der es um das Alltägliche mehr als um die inneren Nöte und Gefühle ging, brach mit dem Unvermögen, etwas über das eigene Leben sagen zu können, jegliche Kommunikationsbasis zusammen (B 912/II/321): „[D]a ich rein nichts von mir auszusagen weiß, auch nicht einmal über die einfachsten Daten im Klaren bin, so ist mir alles Schreiben eine Qual.“

Im Gegensatz dazu steht die „Arbeit“, die mit dem Briefe-Schreiben an die Mutter scheinbar konträr geht (B 912/II/321 f.): „Ich bin verstimmt und traurig und nur die Stunden an der Arbeit haben einige Erträglichkeit, darum versuch ich mit aller Gewalt mich da zu vertiefen und mich immer strenger und regelmäßiger zu beschäftigen.“

¹³⁶ Holthusen: RMR in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, S. 132.

Schlussendlich schreibt der Sohn am 18. November 1915 in Bezug auf die Arbeit (B 940/II/346): „[S]o wird es Dich [...] nicht wundern, wenn ich der rare Briefschreiber bleibe, der ich immer mehr geworden bin.“

Der Krieg hat der Mutter-Sohn-Kommunikation die Basis geraubt, die Arbeit liefert den für die Mutter nachvollziehbaren Grund für mangelnde Korrespondenz. Thematisch wird das Nicht-Schreiben ab nun eine entscheidende Größe bleiben und mündet in Phase IV in die endgültige Resignation und Kapitulation des Ich vor der Mutter.

3.3 Stilistische Merkmale

Die Abgrenzung zwischen Phase II und III kann, wie schon erwähnt, nicht an thematischen Neuerungen vollzogen werden, sondern drückt sich in einem plötzlichen Stilwechsel aus, der von einer enormen Zunahme in der Produktion begleitet wird.

Auffallend ist die gelöste, dialogische Art, mit der nun die Briefe teilweise versehen sind. So schreibt der Sohn am 15. Oktober 1911 (B 710/II/91): „Meine liebe Mama, mit Afrika kann ich heuer nicht dienen vor der Hand, aber unterwegs bin ich doch schon wieder und zwar auf das Schönste, stell Dir vor, die Fürstin Taxis [...]“. Das „Stell Dir vor“ ist Ausdruck dieser neuen Verbundenheit, die sprachlich durch das Hineinbeziehen des Korrespondenzpartners erreicht wird. Am 19. Oktober schreibt der Sohn gar selbstironisch (B 712/II/92): „Ich habe wie ein Generalstäbler den ganzen Tag die Karte in der Hand, esse wie im Kriege irgendwo, schlafe wie im Feldzug irgendwie, aber es geht.“

Der dialogische Aspekt sowie die Art der Selbstbeschreibungen¹³⁷ geben den Mutter-Briefen einen innigeren und heiteren Charakter, unterstützt durch das rasche Ansteigen der Briefanzahl und zum Teil auch des Umfangs der Briefe. So beispielsweise einer der längsten Briefe des gesamten Briefverkehrs, verfasst am 6. März 1912, der beinahe fünf Druckseiten umfasst. In diesem Brief wird äußerst humorvoll ein behördliches Schriftstück behandelt (B 736/II/122):

Da nun mein Adresse „anher“, – „anhin“ muß ich also sagen, mitgeteilt ist (jeder vernünftige Mensch hätte einfach geschrieben „her“, die Behörde, um zu beweisen, daß sie kein Mensch ist, fühlt sich erst mit anher hinreichend ausgedrückt!) – also –: mitgeteilt ist anhin, so werd ich wohl nächstens abdort anher eine solche Schreibmaschinenplage empfangen[.]

¹³⁷ So bezeichnet sich das Ich beispielsweise als „Schlafmütze“ (B 736/II/123).

Geschlossen wird die Epistel mit folgenden Worten (B 736/II/126): „Nun was sagst Du zu diesem Plausch? Ich habe nicht Zeit, noch einmal zu lesen, – es werden Schreibfehler drin sein, ‚Verschreibungen‘ aber ich muß sie schon so wie sie sind abhier gehen lassen, Du wirst verzeihen.“

Interessant ist die Bezeichnung „Plausch“, die den deutlich salopperen Ton und den vielseitigen Inhalt ein weiteres Mal unterstreicht. Der Beginn von Phase III kann demnach als „Plauderphase“ bezeichnet werden, da auch die Begriffe „Plausch“ bzw. „Plaudern“ gehäuft vorkommen.¹³⁸

Einen scharfen Kontrast dazu bildet die zweite Hälfte von Phase III, die schon im thematischen Abschnitt unter Kapitel III/3.2.3 erfasst wurde. Dass diese beiden Teile dennoch unter einer Phase der Mutter-Sohn-Kommunikation zusammengefasst werden, liegt daran, dass sich das Verhältnis des Sohnes zur Mutter in dieser Zeit wenig geändert hat. Zwar tritt thematisch der Krieg hinzu und auch stilistisch lässt sich der Plauderton nicht in seiner ganzen Ausgelassenheit beibehalten, doch soll es erst um 1916 zu einem Einschnitt kommen, der das Ansetzen einer neuen Kommunikations-Phase rechtfertigt.

4 Phase IV (1916–1926): Resignation und Kapitulation

4.1 Biografische Einordnung

24. NOVEMBER [1915]: Bei der erneuten Musterung wird R. [Rilke] als tauglich zum Landsturmdienst mit der Waffe befunden und erhält zum 4. Januar 1916 als „uneingereihter Landsturmmann“ den Gestellungsbefehl nach Turnau in Nordböhmen.¹³⁹

Diese knappe Formulierung umfasst ein für Rilke tragisches Ereignis. Am 10. März 1898 schrieb der Sohn an seine Mutter (B 45/I/45): „nun bin ich für immer Militärfrei! Dieser schwerste Alb ist von mir. Jetzt erst gehört die Zukunft ohne Unterbrechung meiner theuren Kunst! –“

Dass der Gedanke an eine erneute Militärzeit unerträglich war, zeigt sich an zahlreichen Versuchen Rilkes und seiner Anhänger, gegen den Musterungsbescheid zu intervenieren, um zumindest eine Versetzung ins Kriegsarchiv zu erwirken.¹⁴⁰ Und tatsächlich gelingt es, dass der Dichter am 4. Januar 1916 zwar nach Wien zum Landwehr-

¹³⁸ Z. B. B 732/II/115, B 736/II/125 usw.

¹³⁹ Schnack: Chronik, S. 518.

¹⁴⁰ Vgl. Schnack: Chronik, S. 518 ff.

Schützenregiment Nr. 1 bestellt, aber schon Ende Januar nach einer Nachmusterung ins Kriegsarchiv versetzt wird.¹⁴¹ Am 27. Juni scheidet Rilke dort aus¹⁴² und lässt Wien für immer hinter sich. Die Ende 1915 eingetretene Zäsur wirkt sich thematisch auf die Mutter-Briefe auf und verstärkt die passive Grundhaltung des Sohnes hin zu einer resignierenden, weshalb Phase IV-a zum Jahreswechsel 1915/16 angesetzt wird.

Am 11. Juni 1919 bricht Rilke in die Schweiz auf, wo er, trotz einer Aufenthaltsgenehmigung für nur zehn Tage, bis zu seinem Tod 1926 bleiben wird – als einzige Ausnahme stattet Rilke zwischen 7. Januar und 18. August 1925 seinem geliebten Paris einen Besuch ab.¹⁴³ Diese biografische Zäsur fällt mit einer deutlichen Veränderung in den Mutter-Briefen zusammen, weshalb an einem konkreten Brief des Jahres 1919 Phase IV-b angesetzt wird.

Literarisch schafft es Rilke, seine nach dem „Malte“ eingetretene Schaffenskrise zu überwinden. Im Februar 1922 „ist der Bann gebrochen. Die große Stunde ist da. Muzot hat sich in geheimnisvolles Briefschweigen gehüllt, und dahinter arbeitet es ungeheuer.“¹⁴⁴ Was Hans Egon Holthusen damit umschreibt, ist die wohl produktivste Zeit Rilkes. Innerhalb eines Monats entstehen beide Teile der „Sonette an Orpheus“ – insgesamt 54 Gedichte¹⁴⁵ –, die „Fünfte“, „Siebente“ und „Achte Elegie“, es werden die „Sechste“, „Neunte“ und „Zehnte Elegie“ vollendet, außerdem entstehen weitere Gedichte, „die allein schon genügen würden, diesen Segensmonat vor anderen auszuzeichnen“¹⁴⁶. Besonders interessant für die Behandlung der Mutter-Briefe ist Holthusens Kommentar:

Alle brieflichen Zeugnisse aus diesen Tagen sind in einer bewußt „prophetischen“ Sprache abgefaßt. Der Dichter kann gar nicht anders, als gerade diesen Vorgang einer dichterischen Ergriffenheit ohnegleichen, dieses moderne Musterbeispiel einer großen Inspiration, mit dichterisch verklärenden Worten zu verkünden [...].¹⁴⁷

Im Folgenden werden die Mutter-Briefe auch in diesem Kontext betrachtet werden.

Die „Briefe an die Mutter“ enden am 29. November 1926. Am 30. November trifft Rilke zum dritten Mal in Valmont, einem Sanatorium bei Montreux, ein, wo er am 29. Dezember 1926 an Leukämie stirbt.¹⁴⁸ Am 13. Dezember schreibt er einen letzten

¹⁴¹ Vgl. Schnack: Chronik, S. 525.

¹⁴² Vgl. Schnack: Chronik, S. 536.

¹⁴³ Vgl. Schnack: Chronik, S. 960.

¹⁴⁴ Holthusen: RMR in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, S. 145.

¹⁴⁵ Später wird dem ersten Teil noch ein 26. Gedicht hinzugefügt (vgl. Holthusen: RMR in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, S. 146).

¹⁴⁶ Holthusen: RMR in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, S. 146.

¹⁴⁷ Holthusen: RMR in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, S. 148.

¹⁴⁸ Vgl. Schnack: Chronik, S. 1087 ff.

Brief an Lou Andreas-Salomé und prophezeit darin quasi seinen Tod: „[E]s weht etwas Ungutes in diesem Jahresschluss, Bedrohliches.“¹⁴⁹

4.2 Unterteilung in Phase IV-a und Phase IV-b

In Anbetracht einer deutlich sich abzeichnenden Verstärkung der im Folgenden ange-deuteten Tendenzen schien es erforderlich, diese letzte Phase IV in zwei Teile zu untergliedern. Die gesamte Phase IV, erwachsend aus dem spärlicher werdenden Schreibfluss der späten Phase III, ist gezeichnet von stark defensiven Verhaltensmustern und kann somit im Gesamten als Phase des Scheiterns der Kommunikation mit der Mutter aufgefasst werden. Ab 1919 verdichtet sich jedoch die Defensive hin zu einem selbstzerstörerischen Bewusstsein, weshalb hier, zur besonderen Betonung, eine Phase IV-b angesetzt wird, die von der Resignation in die Kapitulation führt. Die folgenden Kapitel werden diese Ansätze nun verdeutlichen.

4.3 Phase IV-a (1916–1919): Resignation

4.3.1 Verstörender Krieg

Die erste Mitteilung aus dem Jahr 1916 stellt ein Telegramm vom 16. Januar dar, in dem der Sohn mitteilt, ins Militär eingerückt zu sein (B 944/II/352). Zuvor wurde diese Thematik noch nicht erwähnt, lediglich der Nebensatz „wenn nicht unerwartete Umstände eintreten“ (B 941/II/348), der im Brief vom 17. Dezember 1915 fällt, deutet auf mögliche schwerwiegende Umstände hin, die sein zukünftiges Leben beeinflussen könnten. Die Wendung fällt vor allem deshalb auf, weil schon 1901, um den 16. Februar herum, von „[u]nerwarteten Umständen“ (B 222/I/230) die Rede war, die damals auf die Vermählung mit Clara Westhoff hinwiesen. Auch damals konnte in unmittelbarer zeitlicher Nähe eine neue Phase in der Mutter-Sohn-Korrespondenz angesetzt werden. Erstaunlich ist die beinahe positive Darstellung der Militärzeit, bevor der Schreiber ins Kriegsarchiv versetzt wurde (B 946/II/353):

Die letzten Wochen, mit ihren Anstrengungen, haben [...] mir aber in keiner Weise Schaden gethan, es ist erstaunlich, was das fortwährende An-der-Luft-sein einem für

¹⁴⁹ Rainer Maria Rilke: Brief v. 13. 12. 1926 an Lou Andreas-Salomé. In: Rilke, Andreas-Salomé: Briefwechsel, S. 504 f., zit. S. 505.

Leistungsfähigkeiten gibt –, für die Dauer wäre es ja nicht gegangen, aber als Intermezzo war diese Zeit sehr merkwürdig.

Diese Zeilen lassen an die Erinnerungen an die Militärschulzeit zurückdenken, als der erwachsene Sohn seine Jugendbriefe an die Mutter durchforstete und neben allem Negativen vor allem die positiven Seiten dieser schlimmen Erfahrungen hervorhob. Näheres dazu in Kapitel III/1.2.3.1.

Im weiteren Verlauf des oben zitierten Briefes kommt neben den positiven körperlichen Effekten auch der Kameradschaftsgeist zur Sprache (B 946/II/353):

Bei den Kameraden sowohl wie bei den Offizieren haben wir „ältere Herren“ [...] die größte Rücksicht erfahren, es war rührend, wie man mir in meiner Ungeschicklichkeit beistand, ein guter Geist der Hülfe war von einem zum anderen da – viel Fremdes natürlich brach über einen herein, aber mitten drin gab es vertraute und herzliche Erfahrungen[.]

Von existenzbedrohenden Ängsten ist in diesen Briefen, wie auch aus den Eindrücken aus den Militärschul-Briefen, nichts zu erfahren. Vielmehr werden die „Güte meiner Vorgesetzten“ (B 949/II/357) und die „außerordentliche[] Rücksicht“ (B 948/II/355) der Vorgesetzten und Kameraden betont. Und wieder flüchtet sich der Schreiber in die Auflistung berühmter Namen, die über mögliche seelische Notstände hinwegtäuschen soll (B 948/II/355 f.):

Es sind sehr viel Schriftsteller unter dem Dach des Archivs zusammengekommen, mein Zimmernachbar ist Stefan Zweig, vor der Hand theile ich [...] meine Stube mit dem bekannten Journalisten Sil-Vara, der auch in der Neuen Fr. Presse oft publiziert; der Chef unserer Abtheilung ist Franz Karl Ginzkey [...]

Befremdlich klingt auch folgende Schilderung eines „Kameradschaftlichen Abend[s]“ (B 950/II/359 bzw. 359 f.):

Die Stimmung war eine wirklich harmlose, es wird nicht viele Fälle geben, daß Vorgesetzte sich so angenehm zu machen wissen, der General legte Werth darauf, einfach einer aus unserem Kreise zu sein, und so wurde erzählt und gescherzt und natürlich vor allem gelacht – – –

„Das Prinzip der Kommunikation mit der Mutter ist Schonung.“¹⁵⁰ In Anbetracht einer derartigen Schilderung kann man Ursula Krechels Ansicht nachvollziehen, doch soll hier dargelegt werden, dass die Verbannung der Mutter aus dem Innersten der Seele des Sohnes im Kontext dieser Briefe eben nicht als Schonung bezeichnet werden kann, sondern eine Resignation andeutet, die aufgrund jahrelanger Verständnislosigkeit gewachsen ist. Im Vergleich zu Theodor Fontanes Ausspruch „Mütter haben das

¹⁵⁰ Krechel: Der treue Sohn, S. 2.

Vorrecht die Klagelieder sämtlicher Kinder mit anhören zu müssen¹⁵¹, erscheint die strikte Trennung der Lebenssphären von Sohn und Mutter in Rilkes Mutter-Briefen vielmehr als eine Herabsetzung der Mutter.

4.3.2 Schreibblockade

Ab Juli 1916 kommt es immer häufiger zu lange andauernden Schweigephasen zwischen dem Sohn und der Mutter, was zunehmend thematisiert wird. So ist die erste lange Pause zwischen den Briefen 959 und 960 anzusetzen, die sich über knappe zwei Monate erstreckt.¹⁵² In weiterer Folge kommt es sogar zu noch längeren Kommunikationspausen,¹⁵³ die schließlich im Brief vom 27. Juni 1917 kommentiert werden (B 972/II/393 f.):

Meine liebe Mama,
wenn Du doch diese krankhafte Unfähigkeit zu schreiben, die mir selbst soviel Qual und Sorge bereitet, ohne immer neue Gefühlsbewerthung hinnehmen wolltest! Ich kann einfach nicht, das muß mich vor der Hand entschuldigen.
Daß mein Schweigen Deinen Zustand beeinträchtigt, thut mir unendlich leid, wenn Du nur Dir vorstellen und wiederholen wolltest, daß dieses Schweigen keine Bedeutung hat und lediglich aus meiner Hemmung hervorgeht, die es mir immer wieder zum schwersten Entschluß macht, eine Feder in die Hand zu nehmen.

Die „krankhafte Unfähigkeit zu schreiben“ wird 1918 als innere Versteinerung beschrieben, indem der Sohn schreibt (B 983/II/408): „Ich bin, weiß Gott, so wortkarg im Innersten, daß ich mir jede Silbe wie aus härtestem Gestein abhämmern muß.“ Der Grund für das Nicht-Schreiben fußt demnach im Brief-Ich und wird nicht auf die Mutter abgewälzt. Der Sohn nimmt die Last der Schuld auf sich und sucht zunehmend nach Erklärungen und Ausflüchten. Ein Grund für das Erlahmen der Korrespondenz mit der Mutter kann in der Tatsache gesehen werden, dass der Sohn in seinem Drang sich darzustellen und der Mutter Positives zu berichten aufgrund der erschreckenden politischen und vielleicht auch persönlichen Verhältnisse keine Basis mehr sieht (B 985/II/412):

Kaum mag ich vor mir selber mir Rechenschaft über meine Verhältnisse zu geben, zu Anderen davon zu sprechen, ist mir rein unmöglich. Aber ich will mich zusammennehmen und Dir sooft es geht freundlichere Eindrücke mittheilen, wenn mir welche vorkommen [...].

¹⁵¹ Theodor Fontane: Brief v. 20. 9. 1854 an Emilie Fontane. In: Ders.: Briefe I: Briefe an den Vater, die Mutter und die Frau. Hg. v. Kurt Schreinert. Berlin: Propyläen Verlag 1968. S. 21 f., zit. S. 21.

¹⁵² B 959/II/375 f. v. 1. 7. 1916, B 960/II/377 v. 18. 9. 1916.

¹⁵³ Z. B. zwischen B 961/II/377 f. v. 19. 9. 1916 und B 962/II/379 v. 19. 11. 1916.

Das „Zusammennehmen“ spricht von einem Zwang, der auf dem Sohn liegt, der von einer natürlichen und unbelasteten Kommunikation weit entfernt ist. Die Mutter wird außerdem als eine der „Anderen“ bezeichnet, die noch dazu nicht in die inneren Belange des Brief-Ichs einblickt und mit oberflächlichem Geplänkel, eben „freundlicheren Eindrücken“, versorgt werden soll oder will. Die Diskrepanz zwischen dem sensiblen Künstler, den das Ich darstellt, und der egozentrischen, unanrührbaren Mutter kommt ab dieser Phase in aller Deutlichkeit zum Ausdruck und ebnet den Weg in ein Scheitern der Mutter-Sohn-Beziehung.

4.4 Phase IV-b (1919–1926): Kapitulation

4.4.1 Völlige Unterwerfung unter die Mutter

Eine Zuspitzung des Konflikts kann ab dem Brief vom 25. Dezember 1919 beobachtet werden, in dem es heißt (B 1016/II/445): „Nun magst Du denken, eine Mutter stünde unvergleichlich anders da, als selbst die nächsten Freunde, schon die Ehrerbietung geböte einen gewissen Eifer und eine thätigere Sorgfalt in der Unterhaltung dieser außerordentlichen Nähe. Du hast recht –“

Mit diesem ultimativen Schuldeingeständnis ist die Selbstunterwerfung unter das Regime der Mutter vollzogen, der Sohn gibt der Mutter die Möglichkeit zum Vernichtungsschlag. In Anlehnung an die bereits zitierte Passage aus Brief 734, in dem es heißt, der Sohn sei kein guter Ehemann und Vater,¹⁵⁴ womit eine Ablehnung der selbst-erwählten Familie zugunsten der Mutter konstatiert wurde, heißt es nun (B 1016/II/445): „[A]ch ich habe zeitlebens wenig Talent gehabt, Sohn, Enkel und dergleichen zu sein, wie ich ja auch den Vorwurf auf mir ruhen lassen muß, in meinem Vatersein nachlässig und unaufmerksam gewesen zu sein.“

Im Gegensatz zu Brief 734 nimmt der Schreiber nun den passiven Part wahr, er erduldet einen Vorwurf und kommt von der eigenen Analyse seines Tuns ab. Der Sohn ist ein schlechter Sohn, es ergeht hierin kein Vorwurf an die Mutter, die mit ihrem Druck zeitweise seine Leiden zu verstärken schien. Der die Passage einleitende Seufzer „ach“ unterstreicht die resignative Haltung, die bereits die Möglichkeit auf Verbesserung verloren hat.

¹⁵⁴ Vgl. Kapitel III/3.2.1.

4.4.2 Die Arbeit als letzte Zuflucht

Mit umso erstaunlicherer Vehemenz versucht nun aber der Sohn, die Arbeit aus ihrem Schattendasein der vergangenen Jahre zu befreien. So heißt es ebenfalls in Brief 1016 (II/446): „[S]o gönn ihr [der Arbeit], bitte, gönn ihr manchmal, ohne Eifersucht und ohne Besorgtheit, diese Vorrechte auf mich. Ich bitte nocheinmal: thus!“

Die Dynamik geht von der Mutter aus. Sie muss darum gebeten werden, die Arbeit zu genehmigen. Außerdem bittet der Sohn nicht einmal um seiner selbst Willen, er bittet für die Arbeit, dass diese zu ihm gelangen darf. Eine doppelte Passivität also, die wieder einmal die Macht der Mutter symbolisiert. Gleichzeitig führt dies in die Bestätigung der Mangelhaftigkeit der Korrespondenz mit der Mutter über (B 1016/II/446): „Briefe sind so ganz besonders unfruchtbar in diesen Zeiten, man schreibt sich die Sorgen, Einschränkungen und Hoffnungen hin und her, es ist nichts damit gethan.“

In Bezug auf Hans Egon Holthusens Kommentar, die Briefe aus dem höchst produktiven Februar 1922 betreffend,¹⁵⁵ sei der Brief vom 21. Februar 1922 erwähnt (B 1053/II/503). Nach Elementen einer „bewußt ‚prophetischen‘ Sprache“¹⁵⁶ sucht man in dieser Nachricht allerdings vergeblich. Behandelt werden der Krankheitszustand der Mutter, die Papstwahl und die Sendung eines Fotos, nur am Rande spricht das Brief-Ich davon, sich „etwas Größeres ab[zu]ringen“ (B 1053/II/503). Folgt man Holthusens Angabe, „[a]lle brieflichen Zeugnisse aus diesen Tagen“ seien in „dichterisch verklärenden Worten“¹⁵⁷ verfasst, so müssen die Mutter-Briefe in ihrer Andersartigkeit besonders betrachtet werden. Im Rahmen der hier vorliegenden Argumentation kann diese offensichtliche Nicht-Einbeziehung der Mutter in die seelischen und kreativen Belange des Sohnes als weiteres Zeichen der gescheiterten Mutter-Sohn-Kommunikation oder sogar ihrer gesamten Beziehung gewertet werden.

4.5 Stilistische Merkmale

Die zu Phase IV-a angeführten Zitate zeugen von einer Verleugnung der tatsächlichen emotionalen Verfassung des Schreibers und wirken in ihrer gewollt launigen Art tragikomisch. Wesentliches Element der auf die Militärzeit folgenden Briefe sind Ent-

¹⁵⁵ Vgl. Kapitel III/4.1.

¹⁵⁶ Holthusen: RMR in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, S. 148.

¹⁵⁷ Holthusen: RMR in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, S. 148.

schuldigungsfloskeln und ein Ringen um Verständnis, das durch eine besonders positive Zeichnung der Mutterfigur erreicht werden soll. Die Idealisierung der Mutter bedeutet eine Unterwerfung unter ihr Regime, wie sich deutlich in folgender Passage herauslesen lässt (B 968/II/388):

Hab Dank für Deine wirkliche Langmuth, liebe Mama, – wenn es eine Sache giebt, die mir jetzt über die Kraft geht, so ist es, einen Brief zu schreiben, den mindesten, nicht so sehr aus Mangel an Zeit, als weil mir aller Ausdruck fehlt, ich habe nichts zu sagen, zu erzählen, aber auch nichts zu fragen unter dem anhaltenden Druck der Zeit.

Die resignierende Haltung, das Bitten um Verständnis, die Schuldübernahme gipfelt in Phase IV-b in absolute Defensive und Passivität. Anhand der grafischen Darstellung des Briefverkehrs zeigt sich, dass in der gesamten Phase IV der Umfang der einzelnen Briefe deutlich größer ist als in den Phasen zuvor. In großen Abständen entstehen langatmige, inhaltsarme Briefe, der von der Mutter ausgehende Gewissensdruck schlägt sich in langwierigen Begründungen und Entschuldigungen für Schreibpausen nieder. Trotz schwerer Krankheit des Sohnes regieren die Befindlichkeiten der Mutter das inhaltliche Terrain – die hierarchische Struktur, gegen die der Sohn lange Jahre auf die eine oder andere Art ankämpfte, steht am Ende der Mutter-Briefe wie zementiert.

5 Auswertung

Im Folgenden sollen die Ergebnisse der Ausarbeitungen der einzelnen Phasen zusammengefasst und zueinander in Beziehung gesetzt werden, sodass ein Gesamtbild der 30 Jahre andauernden Korrespondenz entsteht.

5.1 Figurenzeichnung

5.1.1 Die statische Mutter

Betrachtet man die Passagen der Briefe, die die Mutter eindeutig charakterisieren, so fällt vor allem die fehlende Veränderung in der Figurenzeichnung auf. Als permanente Themen werden Krankheit und Reiselust der Mutter behandelt, als Charaktereigenschaften treten Frömmigkeit, ein starker Wille und Unerbittlichkeit zutage.

5.1.1.1 Thematische Statik

5.1.1.1.1 Krankheit

Wie schon in der Analyse von Brief 2 erwähnt, ist die Thematisierung des Krankheitszustandes der Mutter ein Grundbestandteil der Korrespondenz. Es gibt kaum einen längeren Brief, in dem nicht das Leiden, (teilweise) Genesen oder die Suche nach dem passenden Kurort der Mutter Inhalt ist. Das permanente Krank-Sein wird in Kapitel IV/1.1 unter Anspielung auf das künstlerische Konzept der *Femme fragile* angesprochen, doch gibt der Sohn in folgender Textstelle schon einen Hinweis auf seine eigene Einschätzung der Psyche der Mutter (B 329/I/362): „Sei nur innerlich froh und vertrauensvoll, das macht bei jedem Leiden so viel aus. Die Haupt-Hilfe muss immer aus Einem selbst, von Innen kommen!“

Die Darstellung der kranken Mutter gepaart mit der Unterstellung, die Krankheit sei verwurzelt im Inneren, also bedingt und unterstützt von der Mutter selbst, findet sich auch in folgendem Abschnitt (B 456/I/502):

Du kannst Dir denken, daß ich nahe daran war, Dir ernstliche Vorwürfe zu machen, dafür daß Du, statt um Deine Gesundheit besorgt zu sein, in einer Wohnung bliebst, obwohl Du wußtest und sahst, daß sie feucht war. Ich bin überzeugt, daß, was Dich jetzt leiden macht, immer noch Folgen jener Unvorsichtigkeit sind [...].

Aus Passagen wie diesen kann man folgern, dass der Sohn die Krankheiten der Mutter dazu benutzt, sich ihr überlegen und vernünftig zu präsentieren.¹⁵⁸ Andererseits schafft er damit auch eine gemeinsame Kommunikationsbasis, die einen persönlicheren Eindruck erweckt als das schematische Aufzählen seiner Arbeitstätigkeit, seiner hochrangigen Bekannten und seiner Reiseeindrücke.

Die Thematisierung der mütterlichen Krankheit ist aber auch eine willkommene Ablenkung von seinen eigenen Gebrechen, wie sich im Brief vom 30. Oktober 1926 zeigt (B 1133/II/642): „Aber meine Heimsuchungen [Krankheiten] sind schließlich Kleinigkeiten neben den Deinigen, liebe arme Mama!“ Dieser vorletzte Brief des Sohnes an seine Mutter, verfasst in der letzten Phase der Hinwendung und Unterwerfung, erhöht die mütterlichen Leiden und idealisiert das über den gesamten Briefwechsel gezeichnete Bild der sich ewig quälenden Mutter trotz eigener tödlicher Krankheit.

¹⁵⁸ Vgl. dazu Kapitel III/1.2.4.1.

Der Zwiespalt zwischen der Abwertung der Mutter und der gleichzeitigen Anlehnung an ihren Lebensstil, was nach der Einzelanalyse der Schreibphasen einen Hauptbestandteil der Mutter-Sohn-Korrespondenz ausmacht, findet also in Bezug auf die Krankheit einen deutlichen Niederschlag und erklärt damit die starke Thematisierung über 30 Jahre hinweg.

5.1.1.1.2 Reisen

Auch im zweiten Hauptthema der Mutter, der ausgeprägten Reisetätigkeit, findet sich sowohl Ablehnung als auch Gemeinsamkeit zwischen Mutter und Sohn. Die Reisen der Mutter führen sie quer durch Europa und beinhalten sowohl familiäre Verpflichtungen, wie der immer wiederkehrende Aufenthalt bei ihrer Mutter in Prag, als auch dezidierte Kuraufenthalte in einschlägigen Kurhotels und den Verbleib in anderen Destinationen, die durch ihre gesunde Luft zumindest einen auf die Gesundheit positiven Einfluss versprechen. Eine enge Verbindung zwischen Krankenstand und Reisetätigkeit ist demnach vorhanden.

Die Ortswechsel finden im Rhythmus der Jahreszeiten statt, oftmals muss aber das Quartier bzw. der Ort auch während einer Saison gewechselt werden, weil er den Ansprüchen nicht gerecht wird. Das Problem der schwierigen Suche nach einem geeigneten Ort ist ein weiteres verbindendes Thema zwischen Mutter und Sohn. Auf diesem Gebiet kennt sich der Sohn aus, punktet mit genauen geografischen und Transfer-technischen Details, außerdem ist auch dies ein persönlich relevantes Thema, über das sich ausschweifend sprechen und gleichzeitig über andere Dinge schweigen lässt. Zur Reisetätigkeit des Schreibers selbst vergleiche Kapitel III/2.2.2.2.

Auf dem Gerüst aus Krankheit und Reiselust wird eine thematisch stabile Adressatin konstruiert, mit der in Bezug auf diese Themen eine rege Verbindung gehalten werden kann. Die enge Verknüpfung beider Lebens- und Leidensweisen wird zur Aufrechterhaltung des Scheins einer intakten Mutter-Sohn-Beziehung angeführt.

5.1.1.2 Charakterliche Statik

„Nun, Du bist ja zeitlebens von einem beispielgebenden Muth gewesen, der wird Dich auch jetzt nicht im Stich lassen; er gehört zu Dir und ist, da er seine Wurzeln im Gottvertrauen hat, sicher Dein festestes Eigenthum.“ (B 983/II/408) In dieser Briefpassage

sind die wesentlichen Elemente der Charakterzeichnung der Mutter enthalten, nämlich Frömmigkeit und eine Willenskraft, die hier positiv mit „Muth“, andernorts aber beinahe Furcht einflößend als „energischer Wille“ (B 813/II/218) oder einfach nur als „Energie“ (z. B. B 1054/II/505) bezeichnet wird. Diese „heimliche[] Stärke, die in so heimgesuchtem Körper sich abspielt“ (B 1039/II/480), wird zum Ende des Briefverkehrs hin einerseits bewundert, wie eben dargestellt, gleichzeitig aber auch, im Vergleich mit sich selbst, beängstigend erfahren.

„Deine unüberwindliche Tapferkeit, Dein aufrechtes Wollen und Dein sicheres, von der Quelle des Glaubens erfrischtes Gemüth“ (B 998/II/429) wird angeführt, wenn es um die Überwindung diverser Krankheiten geht. Die Benennung der Wesenszüge der Mutter nimmt zum Ende des Briefverkehrs hin deutlich zu, was einer Idealisierung gleichkommt und gleichzeitig den Grund für das eigene Unterliegen, die eigene Kapitulation liefert.

Nur wenige Passagen beschreiben ein Aufgeben der Mutter, das aber, wie in folgendem Zitat ersichtlich, im selben Atemzug als vorübergehend und fälschlich dargestellt wird (B 79/I/73): „[E]igentlich wollte ich sehr böse sein über diesen Kleinmuth und dieses Waffenstrecken einem Leiden gegenüber, von dem Du weißt, daß es nur nervös ist [...]! / Aber Du hast es ja schon selbst gefühlt, wie unrecht diese Schwäche war [...].“

Die soeben analysierten Charaktermerkmale der Mutter bleiben die gesamten 30 Jahre lang beinahe unverändert bestehen, auffällig ist lediglich eine stärkere Betonung ab Phase IV, also circa ab 1916. Die starke Mutter, deren psychische Gleichförmigkeit wie ein Fels in der Brandung besteht, lässt den instabilen Sohn an ihren schroffen Kanten zerschellen.

5.1.1.3 Das mütterliche Schreiben

Im Gegensatz zur stark variierenden Produktivität des Sohnes wird das kontinuierliche Briefe-Schreiben der Mutter hervorgehoben. So spricht der Sohn im Brief vom 1. März 1916 von einem „nächste[n] ‚Sonntagsplausch‘“ (B 950/II/359), den er empfangen hat, womit der wöchentlich verfasste briefliche Bericht der Mutter gemeint ist.¹⁵⁹ So schreibt der Sohn außerdem (B 961/II/377): „Liebe Mama, / dieses unverhältnismäßig lange Schweigen, das Dir so wenig ähnlich sah, hat mir manche Stunde der Beunruhigung bereitet [...].“

¹⁵⁹ Vgl. auch B 1000/II/431.

Die Kontinuität im Schreiben der Mutter wird durch das Schreiben bzw. das Nicht-Schreiben des Sohnes allerdings beeinflusst (B 480/I/529): „Freilich ich nehme mir immer wieder vor, es zu so langen Pausen nicht wieder kommen zu lassen, vor allem weil ich sonst von Dir mit gleichem vergolten werde.“ Recht, Unrecht und Bestrafung sind in Bezug auf mangelnde Kommunikation zwischen Mutter und Sohn ein andauernd begleitendes Thema, so zum Beispiel auch in folgender Passage (B 1023/II/457): „Aber zu uns, liebe Mama; Du erhöhst mein Schuldbewußtsein, indem Du mir, in Deinem Briefe, die Rücksichtslosigkeit meines wieder so ausgedehnten Schweigens vorwirfst.“ Das mütterliche Schreiben stellt in seiner Kontinuität den Gegenpol zur stark variierenden Schreibtätigkeit und der Briefschuld des Sohnes dar. Daneben fungieren die mütterlichen Briefe als Mahnsystem, das die Schreib-Freiheit des Sohnes untergräbt und die Unterordnung unter die Mutter erzwingt.

5.1.2 Das suchende Ich

Nach der eben erfolgten Analyse der Figur der Mutter fällt der starke Kontrast zur Darstellung der vier Schreibphasen des Sohnes auf. Die vier Phasen stützen sich auf eine starke Divergenz in der Kontinuität des Schreibens, und auch die Haltung zur Mutter ist der jeweiligen Lebens- und Arbeitssituation unterworfen. Unter enormem zeitlichem Aufwand, den das Verfassen der über 1000 Briefe bedeutet haben muss, findet sich der Schreiber in seine Rolle als Sohn ein. Der ständige Zwiespalt zwischen erwünschter Nähe bzw. Geborgenheit und Eigenständigkeit bzw. Abgrenzung mündet in ein elegisches Erdulden der seelisch unbefriedigenden Situation. „Die Sehnsucht des Kindes Rainer Maria Rilke nach einer ihm emotional zugewandten, zuverlässigen Mutter blieb unerfüllt“,¹⁶⁰ schreibt Stefan Schank über den biografischen Rainer Maria Rilke. Zur Figur des Sohnes aus den Mutter-Briefen lässt sich noch ergänzen, dass ihm nicht nur die emotional zugewandte Mutter fehlte, sondern auch die Möglichkeit, sich von der emotionsarmen Adressatin freizumachen. Die Suche, oder vielmehr die Entwicklung des Schreibers verläuft dahingehend, dass er sich nach mehreren Versuchen der Selbstinszenierung über die Person der Mutter definiert und in diesem Akt der Selbstaufgabe ein „Wir“ heraufbeschwört,¹⁶¹ bevor er schließlich vollständig zugrunde geht.

¹⁶⁰ Schank: Kindheitserfahrungen, S. 356 f.

¹⁶¹ Vgl. „Wir armen Heimgesuchten!“ aus B 1134/II/643.

5.2 Das Scheitern der Kommunikation

Die Mutter erträgt kein Schweigen und verlangt dem Sohn äußerste Schreib-Kontinuität ab, die dieser aber nicht aufbringen kann. Ein Grund dafür kann im Statischen der Mutter-Sohn-Korrespondenz gesehen werden. Reduziert auf immer gleich bleibende, oberflächliche Themen, kann das Ich in Anbetracht der politischen und persönlichen Situation dem Dahinplänkeln der Mutter-Briefe nichts mehr abgewinnen (B 1026/II/460): „[D]er Grund [für die Briefschweigsamkeit] ist, wenn ich nicht irre, meine schon während des Krieges so extrem angewachsene Unlust über das eigene Leben, das vor lauter Ungewißheiten und Unabsehlichkeiten stand, etwas auszusagen.“

Die Folge sind, vor allem in Phase IV-b, lange Briefe, die zu großen Teilen aus verzweifelten Versuchen bestehen, die Briefpausen zu erklären. Torsten Hoffmann bezeichnet diese Art der Briefe als „typische[] Rilkebrief[e] an die Mutter“¹⁶², die aus drei Teilen bestehen: einem Entschuldigungsteil, in dem Selbstvorwürfe, Scham und Wut vorherrschen, einem Teil der Bezugnahme auf die vorangegangenen Briefe der Mutter und schlussendlich einem teilweise recht knappen Teil über sein eigenes Leben.¹⁶³

Diese Grobanalyse trifft zu großen Teilen auf die Briefe aus Phase IV zu, allerdings nicht auf das gesamte Briefkonvolut. Hoffmann beschreibt vielmehr die Parameter der gescheiterten Kommunikation, doch nicht den abwechslungs- und spannungsreichen Weg dorthin. „Verschweigen und Umdeuten stellen die wichtigsten Schreibprinzipien dar“,¹⁶⁴ schreibt Hoffmann weiter und behält dabei unter historischem Blickwinkel sicherlich Recht. Die Briefrealität der Mutter-Briefe ist hingegen ein eigenes Universum, in dem andere Gesetzmäßigkeiten gelten als im „realen“ Leben. Das Scheitern allerdings geschieht in beiden Wirklichkeiten. Der Unterschied ist: In der Briefwirklichkeit ist es ein totales Versagen des Sohnes, in der biografischen Situation ist das Verhältnis zur Mutter nur eines von vielen und das Scheitern in der Kommunikation zu ihr vielleicht sogar ein Gewinn für Rilkes dichterische Produktion. Dazu Stefan Schank:

Die Nähe von Mutter und Tod, die in den Erzählungen [„Die Letzten“, „Pierre Dumont“, „Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke“, „Vorfrühling“] durch den Untergang des Sohnes in der Verschmelzung mit der Mutter hergestellt wird, wird von daher verständlich als dichterische Umsetzung der Angst Rilkes, von der eigenen Mutter noch als erwachsener Mann wieder so vereinnahmt, ausgenutzt und mißhandelt zu werden wie ein Kind.¹⁶⁵

¹⁶² Hoffmann: Besprechung, S. 692.

¹⁶³ Vgl. Hoffmann: Besprechung, S. 692 f.

¹⁶⁴ Hoffmann: Besprechung, S. 693.

¹⁶⁵ Schank: Kindheitserfahrungen, S. 357.

Die oben beschriebene Statik, die als tragfähige Ebene der so funktionierenden Briefkommunikation eingezogen wurde, ist einer der entscheidenden Gründe für eine gescheiterte Korrespondenz. Doch nicht nur die thematische Statik, ausgehend von der Mutter, führt zum Misslingen der Korrespondenz, sondern auch ihre übermächtige Person. Die Mutter, die dem Sohn ihren Duktus aufzwingt, lässt den Schreiber an der mangelnden Entwicklungs- und Reflexionsfähigkeit der Mutterfigur scheitern. Das Nicht-mehr-schreiben-Können des Sohnes geht aus dem Nicht-verstehen-Können der Mutter hervor. Die Abwärtsspirale entsteht durch die permanente Forderung nach Briefnachricht, die gerade durch diesen Zwang nicht mehr erfüllt werden kann.

5.3 Das Scheitern der Mutter-Sohn-Beziehung

Mit dem Scheitern der Kommunikation geht das Scheitern der Mutter-Sohn-Beziehung einher. Sowohl Sohn als auch Adressatin definieren sich stark über das Schreiben, das nicht nur in dichterischer, sondern auch in kommunikativer Hinsicht elementar für sie ist.¹⁶⁶ Ein Misslingen der Korrespondenz ist somit eine Entstellung der Nähebeziehung, die zum einen auf eine Entfremdung der Briefpartner, zum anderen auf die völlige Einverleibung des Schreibers durch die Mutter zurückzuführen ist. Die Entfremdung spiegelt sich in den immer länger werdenden Schreibpausen und dem damit anwachsenden mütterlichen Unverständnis wider, die Einverleibung hingegen im beiderseitigen zwanghaften Festhalten am Briefverkehr.

Die Entwicklung, die das Ich der Mutter gegenüber durchmacht, lässt sich anhand eines Details veranschaulichen, und zwar an der Art der Anrede, die der Schreiber wählt. Herrscht zu großen Teilen der Briefe die Anrede „liebe, gute Mama“ oder Ähnliches vor, so tritt in Phase IV die Wendung „liebe, arme Mama“ vermehrt auf. Stefan Schank vermerkt dazu passend: „Größer als die Angst, von der Mutter wie als Kind unterdrückt zu werden, scheint bei Rilke jedoch die Angst gewesen zu sein, daß seine Mutter es nicht überleben würde, wenn er sie kritisierte.“¹⁶⁷ Die „arme Mama“ wäre demnach eine Mitleidsbekundung, ein Ausdruck der Fürsorge und der Bestätigung. Eine mögliche Deutung wäre aber auch, dass der selbst körperlich Leidende seine eigenen Probleme auf die Mutter überträgt. Die Thematisierung ihrer Beschwerden ist demnach ein Hinweis auf die eigenen Gebrechen, die in den letzten Briefen oft, wenn auch ab-

¹⁶⁶ Die enorme Briefschreibetätigkeit in Zeiten des Telefons spricht dafür.

¹⁶⁷ Schank: Kindheitserfahrungen, S. 257.

schwächend, angesprochen werden. Auffällig ist folgende Passage aus dem letzten Brief an die Mutter (B 1134/II/643):

[N]achdem ich schon ein wenig ausgegangen war, kamen neue Krankheitserscheinungen hinzu, die mich wieder ans Zimmer fesselten; leider Erscheinungen von der schmerzlichsten Art! Die aber weiter zu Beunruhigungen keinen Grund geben, so peinlich und voraussichtlich langwierig sie auch sein mögen. Du siehst, ich erzähle das alles ganz genau und aufrichtig, weil ich Dich damit eher zu beruhigen meine, als wenn ich etwas verbergen wollte.

Mit diesem Brief endet die Korrespondenz, die Untertreibung der gesundheitlichen Probleme ist demnach offensichtlich. Auch in früheren Briefen spricht der Sohn schon von „körperlichen Übelstände[n], die ja wohl ganz nicht mehr verschwinden werden“ (B 1125/II/626), jedoch sind diese Andeutungen weniger als „Schonung“ zu verstehen, wie Ursula Krechel dies behauptet,¹⁶⁸ vielmehr fordern diese Hinweise die mütterliche Fürsorge heraus – die Hoffnung darauf wird dem Ich allerdings kurz drauf genommen. So schreibt der Sohn (B 1132/II/640):

Laß mich schweigen und bring es über Dich, mir von Dir aus regelmäßig zu schreiben, unabhängig von meinen Abständen: das könnte mich am Ehesten zum öfteren Schreiben anhalten und könnte uns die Vorwürfe ersparen, die mir, von Dir aus, do drückend sind und die ich doch nicht abzuwenden weiß, eben weil ich jetzt auch nur in seltenen Augenblicken hilfreich und bestärkend zu schreiben fähig wäre. [...] Schreib mir nur auch regelmäßiger und erhalte von Dir aus (ich bat Dich oft darum) unser Verbundensein.

Der Sohn ist in die Passivität gesunken, mehr noch, er muss darum bitten, dass die Mutter den aktiven Part, den sie zeitlebens ihm gegenüber eingenommen hat, weiterhin beibehält. Er ist nicht mehr in der Lage, hilfreich und bestärkend zu schreiben und fordert dies mit obiger Passage gleichzeitig ein. Doch die Mutter ist eine statische Figur, an der der sensible Künstlercharakter scheitert. Der vorwurfsvollen, eifersüchtigen und rücksichtslosen Haltung der Mutter hat der Sohn nichts mehr entgegenzusetzen – das Brief-Ich scheitert am mütterlichen Starrsinn.

¹⁶⁸ Vgl. Krechel: Der treue Sohn, S. 2.

IV Diskursive Ansätze

Die im Folgenden angerissenen Themen sind allesamt zu umfassend, als dass sie hier als Deutungen der zuvor untersuchten Mutter-Sohn-Konstellation verstanden werden sollen. Nachfolgende Auseinandersetzungen geben einen Überblick über die mögliche Dimension der Themen „Mutter“, „Sohn“ und das Verhältnis der beiden zueinander in verschiedenen Kontexten und möchten Anregung für weitere Untersuchungen sein.

Die Wahl der Themen ergibt sich aus der historischen Sphäre, in der die Mutter-Briefe entstanden sind. Rilkes Mutter-Sohn-Beziehung der Mutter-Briefe wird demnach als ein Beitrag zur Literatur und Diskussion seiner Zeit aufgefasst.

1 Frau und Mutter im gesellschaftlichen Kontext um 1900

1.1 Emanzipation, Frauenbewegung und Mütterlichkeit

„Der größte, der einzige Feind der Emanzipation der Frau ist die Frau“,¹⁶⁹ schreibt Otto Weininger in seinem 1903 erstmals herausgegebenen Werk „Geschlecht und Charakter“ und meint damit, dass das Ur-Weibliche nicht emanzipationsfähig ist, die männlichen Anteile im Wesen der Frauen hingegen schon. Die scharfe Unterteilung in männliche und weibliche Wesenszüge wurde von den Frauenrechtlerinnen¹⁷⁰ nicht abgelehnt, sondern weiter unterstützt. Unter dem Schlagwort der „Mütterlichkeit“ subsumierten sie die „ewig-weiblichen“ Eigenschaften der Frau, zu denen „ihre Fähigkeit zu gefühlvoller Emotionalität und Wärme“ neben Einfühlungsvermögen und Aufopferung zählen.¹⁷¹ Die Gleichberechtigung zielt auf eine Gleichbehandlung der beiden unterschiedlichen Wesenstypen, eben Mann und Frau, ab, nicht auf die prinzipielle Gleichheit des Menschen.

¹⁶⁹ Otto Weininger: *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung*. 25. Aufl. Wien/Leipzig: Wilhelm Braumüller Verlag 1923. S. 89.

¹⁷⁰ Wobei man die nachfolgende Verallgemeinerung ein wenig differenzieren muss: Die Tendenz, die Mütterlichkeit als strategischen Begriff in die Diskussion einzubringen, fand noch nicht in der Frühphase der Emanzipationsbestrebungen statt und wurde vor allem in der bürgerlichen Frauenbewegung propagiert (vgl. Herrad Schenk: *Wieviel Mutter braucht der Mensch? Der Mythos von der guten Mutter*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1996. S. 199).

¹⁷¹ Christoph Sachße: *Mütterlichkeit als Beruf. Sozialarbeit, Sozialreform und Frauenbewegung. 1871–1929*. Weinheim u. a.: Beltz Votum 2003 (= *Kasseler Studien zur Sozialpolitik und Sozialpädagogik*, hg. v. Christoph Sachße, Florian Tennstedt u. a., Bd. 1). S. 98.

Doch nicht nur die Tatsache, dass die Emanzipation der Frau in der Zeit des Verfassens der Mutter-Briefe ein brisantes Thema war, sondern vor allem die dezenten, aber doch eindeutigen Hinweise auf einzelne Verfechterinnen feministischer Theorien sind hier Grund für eine Behandlung dieser Thematik.

So schreibt der Sohn, er habe eine Begegnung mit Ellen Key, einer „lieben lieben Freundin“ (B 405/I/453) gehabt, außerdem zählt er Lou Andreas-Salomé zu seinen Vertrauten.¹⁷² Beide Frauen werden den Gegnerinnen der Frauenrechtsbewegung zugeordnet, indem sie vehement ablehnen, dass sich die Frau anders als über die Mutterschaft bzw. Mütterlichkeit definieren soll.¹⁷³

Folgende Aussage über eine zeitgenössische Dichterin lässt außerdem keinen Zweifel am Standpunkt des Schreibers gegenüber der Frauenrechtsbewegung (B 732/II/115): „Hoffentlich gehört die Deine [Dichterin] nicht ganz zu der ‚frauenrechtlerischen‘ Seite“.

Doch das Bild, das von der eigenen Mutter gezeichnet wird, passt nicht wirklich in die konservative Haltung des Sohnes. Die Mutter lebt ohne Ehemann und auch fernab des Sohnes ein selbstständiges Leben. Sie reist, ist schriftstellerisch tätig und pachtet mit ihrem Willen und ihrer Entschlusskraft männliche Eigenschaften. Die Diskrepanz zwischen dem mütterlichen Lebenswandel und den Überzeugungen des Sohnes kann eventuell die Spannung in Phase I erklären, die zwischen Ablehnung bzw. Abgrenzung von der Mutter und dem Wunsch nach Nähe und mütterlicher Fürsorge besteht. Ab Phase III setzt eine Idealisierung der Mutter und der Kindheit ein, die in ihrer Realitätsferne ebenfalls die unüberbrückbare Kluft zwischen diesen beiden Figuren zu verschleiern vermag.

Um die Figur der Mutter auch im historischen Frauenbild, konkret in den Rubriken der *Femme fatale* und der *Femme fragile* zu verorten, kann man stark vereinfachend die divergente Betrachtung der Mutter durch den Sohn heranziehen. Eine nicht zu fassende Unwirklichkeit haftet der ruhelosen Mutter aus Rilkes Mutter-Briefen an. „Die körperliche Zartheit fungiert als Spiegel einer seelischen Subtilität. Sie mündet in einen geheimnisvollen, ästhetisierten und pathetisch inszenierten Krankheits- und Sterbevor-

¹⁷² Nur wenige Erwähnungen in den Mutter-Briefen, z. B. B 25/I/26, B 836/II/240.

¹⁷³ Vgl. Annette Kliewer: *Geistesfrucht und Leibesfrucht. Mütterlichkeit und „weibliches Schreiben“ im Kontext der ersten bürgerlichen Frauenbewegung*. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft 1993 (= THETIS – Literatur im Spiegel der Geschlechter, hg. v. Irmgard Roebeling u. Sigrid Schmid-Bortenschlager, Bd. 4). S. 22 ff.

gang“,¹⁷⁴ schreibt Isabelle Stauffer und berührt mit diesen Schlagworten einige zentrale Wesenszüge der Mutter. Einige Charakteristika der Femme fragile finden sich auch in Carl Siebers Bild von Sophia Rilke:

Rilke hat seine Mutter unwirklich genannt, und unwirklich war sie tatsächlich in ihrer ganzen Erscheinung: von einer zerbrechlichen Schlankheit und Feinheit des Gliederbaues, gekleidet in lange schwarze Gewänder nach einer nicht mehr bestehenden Mode, mit Erinnerungen, die nicht die unseren waren. Man fragte sich stets von neuem: wie besteht diese Frau, die zeitweise fast nichts außer Biskuits aß, die immer wieder mit einem Ruck aus dem Sessel aufstand, in dem das Alter sie festhalten wollte. Sie führte ihr äußeres seltsames Leben, und sie lebte ihr inneres Leben allein aus dieser Willenskraft.¹⁷⁵

Aber auch das Gegenteil der Femme fragile, einige Züge der Femme fatale lassen sich auf die trotz ihrer Statik schwer zu fassende Muttergestalt beziehen, nämlich „ein starker, perverser Geist und ein unbeugsamer Wille“¹⁷⁶. Anhand dieser Beobachtungen zeigt sich Rilkes Versuch, ein unwirklich-dämonisches Frauenwesen zu erschaffen und durch die Übermacht der entkörperlicht göttlichen, wie auch der psychologisch unterdrückenden Mutter das Scheitern des Sohnes zu verdeutlichen.

Die Mutter, die sich dem Lebensstil nach so wenig um ihre mütterlichen Pflichten zu kümmern scheint, schafft es innerhalb kürzester Zeit, mit moralischem Druck eine Bindung zu ihrem Sohn aufzubauen, die keine der beiden Parteien aufbrechen kann. Die Definition der Mutter über den Erfolg des Sohnes wird in Kapitel IV/2.1 ausführlich besprochen und stellt vor allem ein psychologisches Problem dar. Doch abseits der individuellen psychischen Struktur der Mutterfigur beobachtet Volker Pilgrim sehr genau eine prinzipiell mögliche und gesellschaftlich bedingte Ursache für derartige Entwicklungen:

Daß die Frau ihren Sohn an sich binden muß, ist eine Verzerrung ihres Verhaltens, die ihr die Männergesellschaft zugemutet hat. Eine in gesellschaftlich bedeutender Arbeit ausgebildete, eine geschlechtlich freie und eine in ihrer Geschichte und in ihrem Selbst verwurzelte Frau klammert sich nicht an ihren Sohn.¹⁷⁷

Die Folgen einer derartigen anormalen Nähe können verheerend sein:

Und gerade diese absolute Nähe der Kinder bei der Mutter eröffnet allen Menschen einen Leidensweg, der sie in lebensfeindliche Beschränkungen und Vernichtungen, in

¹⁷⁴ Isabelle Stauffer: *Weibliche Dandys, blickmächtige Femmes fragiles. Ironische Inszenierungen des Geschlechts im Fin de Siècle*. Köln u. a.: Böhlau Verlag 2008. S. 80.

¹⁷⁵ Sieber: René Rilke, S. 45 f.

¹⁷⁶ Stauffer: *Weibliche Dandys*, S. 83.

¹⁷⁷ Volker Elis Pilgrim: *Muttersöhne*. Gütersloh: Bertelsmann Club 1993. S. 13.

sinnlose Krankheiten und oft einen frühen Tod hineinstürzt. Das Böse kommt zuallererst und am häufigsten von der Mutter.¹⁷⁸

Die postulierten typisch weiblichen Charaktereigenschaften wie Einfühlungsvermögen, Emotionalität und Aufopferung finden sich in Rilkes Mutterfigur nicht. Dennoch bemüht sich der Sohn über weite Strecken, den Schein der harmonischen Kindheit aufrechtzuerhalten. Auch dies muss unter psychologischen Gesichtspunkten weiter betrachtet werden.

1.2 Die schreibende Frau

„[I]m Allgemeinen, ganz wenig Ausnahmen abgerechnet, ist ‚die Dichterin‘ keine durchaus erfreuliche Erscheinung“ (B 732/II/114), schreibt der Sohn an seine Mutter. Die selbst schriftstellerisch tätige Mutter, die jedoch über eine einzige Buchpublikation und wenige in Zeitschriften platzierte Artikel nicht hinauskommt, ist in diesem Bereich dem Sohn deutlich unterlegen. Als Mentor unterstützt er die Veröffentlichung ihrer Aphorismensammlung, als Kritiker lässt sie ihn ihre Artikel lesen. Folgende Passage illustriert außerdem die Ansicht des Sohnes, wie speziell eine Frau ihre Möglichkeiten einsetzen könnte, um sich schreibend mitzuteilen (B 120/I/113):

Aber warum soll man – (nun vollends eine Frau) nicht die täglichen neuen Gefühle aufschreiben, über die man ja später einen einzigen Gedanken spannen kann wie ein gemeinsames Dach? Demnach: Kaufe Dir ein Heft und schreibe: Miramar, am so und so vielten, Mittag. Diefenbach. malt. Seine Frau mit glatten Scheiteln und einem Hals aus Bronz und einem wundersam schmiegsamen Talar (war es nicht so?) Der nur am Gürtel sachte zusammengefasst ist [...]

Über das Gefühl kann die Frau im Nachsinnen zu einem Gedanken gelangen. Über die Beschreibung kann sie die Tiefe eines Kunstwerkes nachempfinden. Im selben Brief lässt das Ich Nietzsche sprechen: Man müsste doch eigentlich täglich neue Gedanken haben, und der Sohn führt mit einer Relativierung für das Weibliche weiter aus: Es könnten auch nur Gefühle sein, die sich als Gedanken verkleidet hätten. In Bezug auf das „typisch Weibliche“ passiert das wohl vor allem Frauen, die durch die stärkere Wahrnehmung ihrer Gefühle leicht den Eindruck haben könnten, sie hätten ständig neue Gedanken.

¹⁷⁸ Volker Elis Pilgrim: Dressur des Bösen. Mutterliebe und Verstörung. München: Wilhelm Goldmann Verlag 1977 (= Goldmann GELBE 3480). S. 96.

Rilke unterscheidet zwar zwischen dem männlichen und dem weiblichen Menschen, doch betrachtet er die Frauen nicht als zweitrangig, sondern vielmehr als andersartig. Und in visionärer Art schreibt er sogar:

[E]ines Tages wird das Mädchen da sein und die Frau, deren Namen nicht mehr nur einen Gegensatz zum Männlichen bedeuten wird, sondern etwas für sich, etwas, wobei man an keine Ergänzung und Grenze denkt, nur an Leben und Dasein, –: der weibliche Mensch.¹⁷⁹

Rilkes Ansicht ist neben der Weiningers zur Weiblichkeit ein durchaus fortschrittlicher Gedanke, der prinzipiell eine Gleichrangigkeit der Geschlechter vorsieht, obwohl sich damals die Lebenssphären von Mann und Frau noch deutlich voneinander unterschieden und auch unterscheiden sollten.¹⁸⁰

Im Gegensatz zu Rilkes relativer Gleichwertigkeit der Frau gegenüber dem Mann formuliert Otto Weininger deutlich drastischer: „Genialität offenbart sich hier bereits als eine Art höherer Männlichkeit; und darum kann W nicht genial sein.“¹⁸¹ Was Weininger unter „W“ versteht, sind die weiblichen Anteile im Menschen. Die Frau besteht aus weiblichen und männlichen Anteilen, ebenso wie der Mann.¹⁸² Wenn sich also eine Frau in einem Fach auszeichnet, so sind es ihre männlichen Züge, die alleinig dafür verantwortlich sind. Die Quintessenz: Das Weibliche ist nicht nur nicht genial, es ist schlicht minderwertig.

Diese natürliche Überlegenheit des Männlichen findet sich, wie oben erläutert, auch in der Haltung des Brief-Ichs, jedoch weit nicht so ausgeprägt wie bei Weininger. Die weibliche Literatur der Jahrhundertwende umfasste vor allem Trivialliteratur und Propagandaschriften,¹⁸³ überraschend daher der Zugang der emanzipierten Mutterfigur, die sich der männlichen Sphäre verschreibt und mit ihren „Gedanken zum Tag“ mit großen Denkern und Dichtern gleichzieht.¹⁸⁴ Der Sohn übernimmt äußerst engagiert die Rolle als literarischer Mentor, um einerseits die weibliche Eigenständigkeit in gesellschaftlich anerkannte Bahnen zu lenken und andererseits seine Überlegenheit in wirtschaftlicher und literarischer Hinsicht zu demonstrieren.

¹⁷⁹ Rainer Maria Rilke: Brief v. 14. 5. 1904 an Franz Xaver Kappus. In: Ders.: Briefe in zwei Bänden. Hg. v. Horst Nalewski. Bd. 1: 1896 bis 1919. Frankfurt a. M./Leipzig: Insel Verlag 1991. S. 192–197, zit. S. 197.

¹⁸⁰ Vgl. Tina Simon: „*in Gefahr gewesen ... und bis ans Ende gegangen*“. Rilke als Mentor junger Künstlerinnen. Frankfurt a. M./Leipzig: Insel Verlag 2007. S. 13 ff.

¹⁸¹ Weininger: Geschlecht und Charakter, S. 136.

¹⁸² Vgl. Weininger: Geschlecht und Charakter, S. 10.

¹⁸³ Vgl. Kliewer: Geistesfrucht und Leibesfrucht, S. 293 ff.

¹⁸⁴ So wurden Phia Rilkes „Ephemeriden“ 2002 unter dem neuen Titel „Gedanken für den Tag. Ephemeriden“ herausgegeben (Phia Rilke: Gedanken für den Tag. Ephemeriden. Hg. v. Hella Sieber-Rilke. Frankfurt a. M.: Insel Verlag 2002).

2 Psychologische und psychoanalytische Aspekte

Die Themen der Mutter in der Psychologie und vor allem in der Psychoanalyse sowie das spezifische Verhältnis zwischen Mutter und Sohn sind derart umfassende Forschungsgebiete, dass es nur misslingen kann, diese in den wenigen zur Verfügung stehenden Zeilen zu umschreiben. Hier soll daher auf einige spezielle, klar umrissene Probleme eingegangen werden, die in eindeutiger Relevanz zu den Mutter-Briefen Rilkes stehen.

2.1 Die narzisstisch ausbeutende Mutter

Rilke lässt das Brief-Ich der Mutter-Briefe unter der Übermacht der Mutter leiden und schließlich zugrunde gehen. Die ausgeübte Macht der Mutter über den Sohn – ersichtlich im zwanghaften Schreiben von oberflächlichen Briefen und den von Selbstvorwürfen geprägten Entschuldigungsfloskeln bei Schreibpausen, als deren mögliche Ursache Hoffmann einen von der Mutter ausgehenden „Psychoterror“ anführt¹⁸⁵ – deutet auf ein psychisches Problem der Mutter hin, wie Gaby Gschwend beschreibt:

Das Kind ist hilflos und abhängig, es kann einen viele Jahre nicht verlassen, man kann darüber nach Belieben verfügen, es kann zur Verwirklichung von Wünschen und Erwartungen hin geformt werden. Eine solche Macht kann vielleicht im sonstigen Leben nicht erlebt werden.¹⁸⁶

Die mangelnde Erfüllung im eigenen Leben wird durch das Formen des Lebens des Kindes kompensiert. Wie eine Marionette hat der Sohn zu gehorchen, und tut er es nicht, so werden Sanktionen in Form von Vorwürfen, Eifersuchtsszenen und Schweigen verübt.¹⁸⁷ Diese narzisstisch ausbeutende Mutter handelt aus defizitorientierten Motiven,¹⁸⁸ was bedeutet, dass der Sohn einen Mangel ausgleichen soll, der bei ihr selbst vorliegt.¹⁸⁹ Charakteristisch für diese Art des Missbrauchs ist unter anderem eine „Pseudo-Nähe zwischen Mutter und Kind“¹⁹⁰. In der Verwendung des Mediums Brief als Kommunikationsmittel zwischen Ich und Mutter kann man diese Tendenz der weder räumlich noch zeitlich exakten noch emotionalen Nähe besonders gut nachempfinden.

¹⁸⁵ Vgl. Hoffmann: Besprechung, S. 692.

¹⁸⁶ Gaby Gschwend: Mütter ohne Liebe. Vom Mythos der Mutter und seinen Tabus. Bern: Verlag Hans Huber 2009. S. 34.

¹⁸⁷ Z. B. B 1016/II/446, B 1023/II/457 usw.

¹⁸⁸ Vgl. Gschwend: Mütter ohne Liebe, S. 35.

¹⁸⁹ Vgl. Gschwend: Mütter ohne Liebe, S. 74.

¹⁹⁰ Gschwend: Mütter ohne Liebe, S. 75 f.

Außerdem werden im Brief Briefrealitäten aufgebaut, die folgende Aussage bekräftigen: „Die Zuwendung der Mutter gilt nicht wirklich ihrem Kind, sondern dem Ideal, das sie auf es projiziert.“¹⁹¹ In Aussagen wie „Meines Lebens Glück ist meines Kindes Arbeit“ (B 345/I/378)¹⁹² findet sich oben genannte narzisstische Ausbeutung par excellence. Die Mutter kann den Sohn nicht aufgeben, weil sie sonst ihren Lebensinhalt aufgibt. Der Sohn ist aber ebenso gefangen: „Die Sehnsucht nach der Mutter ist oft unabhängig davon, wie unsere Mutter wirklich war“,¹⁹³ beschreibt Jane Swigart die schwer auflösbare Bindung an die Mutter. Ebenso benennt sie „die seelische Qual der Erkenntnis, daß wir ein und denselben Menschen hassen, brauchen und uns nach ihm sehnen“¹⁹⁴, was die völlig natürliche Ambivalenz der Gefühle zur Mutter ausdrückt und zum einleitenden Gedanken der Mutter als Sinnbild der Mutterliebe zurückführt.

2.2 Männerängste

„Das Aufwachsen unter einer bindenden Mutter und einem bruchstückhaften Vater torpediert die Ich-Bildung des Jungen und vereitelt seine männliche Geschlechtsidentität.“¹⁹⁵ So bringt Volker Pilgrim die Verbindung zwischen einer ausbeutenden Mutter und dem Problem der Mannwerdung des Sohnes auf den Punkt. Der Sohn muss sich, im Gegensatz zur Tochter, „als etwas Getrenntes definieren“¹⁹⁶, um zu einem gesunden Selbst zu finden, doch genau das gelingt dem Brief-Ich nicht. Der Sohn sucht sein Heil in der Verschmelzung mit der Mutter, was einen neuen Komplex des Mannes aufwirft, der sich davor fürchtet, der weiblichen Gewalt nicht entkommen zu können. Elementar für die Entwicklung des Kindes ist der Selbstwert, wie Hans Sebald und Christine Krauth ausführen: „Die Basis auf der sich Selbstwert aufbaut, ist die Erfahrung, *erwünscht und geschätzt zu sein um seiner selbst willen*. [...] Die neurotische Mutter aber knüpft an ihre Zuneigung Bedingungen und Forderungen, weil sie ihr

¹⁹¹ Gschwend: Mütter ohne Liebe, S. 76.

¹⁹² Allerdings legt der Sohn der Mutter die exakte Formulierung dieses Satzes in den Mund. Er überarbeitet an dieser Stelle eine Widmung, die die Mutter in ein Exemplar der Worpstedter Monographie, verfasst vom Sohn, an einen Dr. Kuntze zu schreiben vorhat (vgl. B 343/I/377).

¹⁹³ Jane Swigart: Von wegen Rabenmutter ... Die harte Realität der Mutterliebe. München: Droemersch Verlagsgesellschaft 1991. S. 97.

¹⁹⁴ Swigart: Von wegen Rabenmutter, S. 101.

¹⁹⁵ Pilgrim: Muttersöhne, S. 15.

¹⁹⁶ Nancy Chodorow: Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter. 3. Aufl. München: Verlag Frauenoffensive 1990. S. 226.

Kind für sich selbst braucht.“¹⁹⁷ Rainer Maria Rilke sollte den Platz seiner verstorbenen Schwester einnehmen und wurde von seiner Mutter bis zum fünften Lebensjahr wie ein Mädchen erzogen.¹⁹⁸ Unter diesen Voraussetzungen muss der Selbstwert des Knaben gelitten haben. Mit diesem Wissen überrascht die Auseinandersetzung des erwachsenen Mannes mit seiner Mutter und ihrer Erziehung nicht. In den Mutter-Briefen lässt Rilke ein gepeinigtes männliches Ich dem Willen und der Macht der Mutter anheimfallen. „Wir müssen schon hier zwei so frühe wie tiefe, die Existenz bestimmende Prägungen Rilkes festhalten. Die Frau als Bedrohung, umschwärmt zwar in der Entfernung, gefürchtet als Gefahr in realer Gegenwart“,¹⁹⁹ beschreibt Raddatz die Ängste des Dichters. Auch das Brief-Ich der Mutter-Briefe lebt die Distanz und zelebriert damit die Briefschreibetätigkeit, die emotionale Nähe verspricht, in Wirklichkeit aber bloß ein Aufeinanderprallen zweier verschiedener Briefwirklichkeiten darstellt.

Auch Otto Weininger fürchtet das Zu-nahe-Kommen der Frau, oder eher des Weiblichen. Die eigenen weiblichen Wesenszüge können nicht angenommen werden und führen zur vollkommenen inneren Zerrüttung und schließlich zum Suizid. Als Grund für die Nicht-Akzeptanz der eigenen weiblichen Seite sieht Bernd Nitzschke Weiningers Hass gegen die patriarchalische Unterdrückung, also gegen die Gesellschaft des Männlichen. In diesem Zwiespalt verachtet er die Frauen und verleugnet sich selbst.²⁰⁰ Mit Misogynie lag Weininger, wie Gabriele Parizek so schön schreibt, „durchaus im Trend seiner Zeit“²⁰¹. 1903 schreibt August Strindberg im Nachruf auf Otto Weininger:

[E]s ist just der männliche Wille, will sagen die psychische Kraft, die das Weib vom Manne begehrt. [...] [W]enn das Weib einen Mann liebt, so haßt sie ihn; haßt ihn, weil sie sich an ihn gebunden und sich ihm unterlegen fühlt. Es ist kein konstanter Strom in ihrer Liebe, sondern eine ewige Umpolarisierung und ein ewiger Stromwechsel, und darin zeigt sich das Negative, Passive in ihrem Wesen, im Gegensatz zu dem Positiven, Aktiven des Mannes.²⁰²

Nach erfolgter Analyse der Figurenzeichnungen in den Mutter-Briefen Rilkes muss allerdings die Übernahme des genauen Gegenteils von Strindbergs Meinung festgestellt werden. Der unerbittliche Wille der Mutter, die konstante Beibehaltung des Schreib-

¹⁹⁷ [Hans] Sebald, [Christine] Krauth: Ich will ja nur dein Bestes. Fehlentwicklung durch Mutteregoismus. Wien/Düsseldorf: Econ Verlag 1981. S. 194 f.

¹⁹⁸ Vgl. Kapitel II/1.1.

¹⁹⁹ Raddatz: Überzähliges Dasein, S. 15.

²⁰⁰ Vgl. Bernd Nitzschke: Männerängste, Männerwünsche. München: Matthes & Seitz Verlag 1980. S. 18.

²⁰¹ Gabriele Parizek: Tödliche Mutterliebe in Hermann Bahrs Drama „Die Mutter“. Mit besonderem Schwerpunkt auf der Aufführung im Stadttheater St. Pölten in der Saison 2003/04. Wien: Diplomarbeit 2005. S. 37.

²⁰² August Strindberg: Idolatrie, Gynolatrie. (Ein Nachruf von August Strindberg.). In: Die Fackel 144 (1903). S. 1–3, zit. S. 2.

rhythmus, das aktive Bemühen um die Aufmerksamkeit des Sohnes steht der gegen Ende hin zunehmenden männlichen Passivität, den starken Schwankungen in der Produktivität des Sohnes und dem Gefühl, dem Willen und der Macht der Mutter unterlegen zu sein, gegenüber. Die Angst vor der Frau geht bei Rilke aus dem Wissen der eigenen Unzulänglichkeit hervor und gipfelt nicht wie bei Strindberg und Weininger in offenen Frauenhass. Geht man davon aus, dass Rilke zeit seines Lebens das Gefühl hatte, als Mann minderwertig zu sein (schließlich wünschte sich seine Mutter eine Tochter), ist die Kapitulation des Brief-Ichs vor dem Weiblichen, die Demut vor dem Gebärenden und zugleich alles Verschlingenden, erklärbar. Annette Kliewer in Verbindung beider Ausprägungen der Angst vor Frauen: Auf die weibliche „Gebärfähigkeit reagiert der Mann entweder mit Gebärneid, das heißt mit dem Gefühl der Schwäche vor den weiblichen Gebärfähigkeiten oder mit einer Abwertung, weil er behauptet, die Naturkräfte beschränkten die Frauen auf eine niedrigere kulturelle Stufe“²⁰³. Folgendes Kapitel wird auf dieses Thema näher eingehen.

2.3 Gebärneid und dessen Kompensation

Helene Deutsch beschrieb eine besondere Möglichkeit der Auflösung des ödipalen Konflikts zwischen Mutter und Sohn, in der der Sohn versucht, einer asexuellen und asketischen Lebensweise zu entsprechen und so die Vereinigung mit der Mutter zu erreichen.

Dies kann sich in katholischen Familien dergestalt vollziehen, dass der Sohn davon träumt, ein Heiliger zu werden, indem er den Priesterberuf ergreift – eine Phantasie, die „eine idealistische Vereinigung von Mutter und Sohn“ bedeutet, wobei die Mutter auf ihrer Suche nach Selbstverwirklichung ihren Sohn zum Idol erhebt.²⁰⁴

In der uns vorliegenden Rilke'schen Mutter-Sohn-Konstellation könnte man den Traum, zum Heiligen zu werden, mit dem Traum, als Schriftsteller berühmt zu werden, gleichsetzen. Das Schreiben und die Literatur als Mutter und Sohn verbindende Elemente wurden bereits herausgearbeitet, ebenso die mütterliche Tendenz, sich durch die Tätigkeit des Sohnes erhöht und bestätigt zu fühlen. Das Erhöhende der Literatur, die Erkenntnis der Welt und der Menschen wird als Ideal, als heilig empfunden und

²⁰³ Kliewer: Geistesfrucht und Leibesfrucht, S. 14.

²⁰⁴ Janet Sayers: Mütterlichkeit in der Psychoanalyse: Helene Deutsch, Karen Horney, Anna Freud, Melanie Klein. Hg. v. Wolfgang Mertens und Christa Rohde-Dachser. Stuttgart u. a.: Verlag W. Kohlhammer 1994. S. 69.

aufopferungsvoll zelebriert. Die Einsamkeit, die für die literarische Produktion vonnöten ist, kann in diesem Kontext mit dem Zölibat verglichen werden oder auch mit religiösem Einsiedlertum.²⁰⁵

[D]er Dichter schlüpft in Mönchs- und Pilgerkleid, um einer, so schien es der Forschung, mystischen Frömmigkeit zu huldigen. ‚Ich kreise um Gott‘: jene Gedichtzeile könnte als Motto über die Rilke-Deutungen gesetzt werden, die sich aufgrund der Stundenbuchttexte einer sublimierten Form des Heiligen gegenübersehen.²⁰⁶

Doch darf die Deutung nicht in der Forschung nach Rilkes Religiosität stecken bleiben. „Rilkes Innerlichkeit der späteren Jahre ist, restlos auf die Kunst konzentriert, dieselbe wie jene, die er im Stundenbuch in religiöse Enthusiasmen umsetzt“,²⁰⁷ schreibt Höhler weiter und verweist wieder zurück auf das zugrunde liegende Thema der Vergöttlichung der Kunst als reinen Raum der Verschmelzung mit der Mutter. Literatur und Kunst als Lösung nicht nur für die individuellen Probleme, sondern als Heilkraft für die orientierungslose Gesellschaft der Jahrhundertwende, sollen an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt, aber zumindest als weiteres Forschungsgebiet angeführt werden.²⁰⁸

Die Versetzung des Sohnes in die Position des Gebärenden, indem er schriftstellerisch tätig wird, wurde schon in Kapitel III/1.2.4.2 angeschnitten und kann mit dem von Karen Horney so vehement verfochtenen Gebärneid assoziiert werden. Der männliche Wunsch nach Mütterlichkeit²⁰⁹ setzt sich in Rilkes Brief-Ich als der Wunsch, produzieren zu können und dadurch das eigene Leben zu verlängern, fort.

3 Mythologische Aspekte

3.1 Göttliche Mutter

Das Konzept der Mütterlichkeit umfasst auch die mythischen Vorstellungen der Mutter als Inbegriff der Fruchtbarkeit, des Schöpferischen und des Erhaltenden. Diese „Vorstellungen von Ganzheit und Einheit, von Ursprünglichkeit, von Schutz und Ernäh-

²⁰⁵ Vgl. B 1020/II/455, in dem der Schreiber selbst von seinem „Einsiedlerleben“ spricht.

²⁰⁶ Gertrud Höhler: Niemandes Sohn. Zur Poetologie Rainer Maria Rilkes. München: Wilhelm Fink Verlag 1979. S. 123.

²⁰⁷ Höhler: Niemandes Sohn, S. 123.

²⁰⁸ Vgl. Wolfgang Braungart: Ästhetische Religiosität oder religiöse Ästhetik? Einführende Überlegungen zu Hofmannsthal, Rilke und George und zu Rudolf Ottos Ästhetik des Heiligen. In: Ästhetische und religiöse Erfahrungen der Jahrhundertwenden. Bd. 2: um 1900. Hg. v. Wolfgang Braungart, Gotthard Fuchs u. a. Paderborn: Ferdinand Schöningh Verlag 1998. S. 15–29.

²⁰⁹ Vgl. Sayers: Mütterlichkeit in der Psychoanalyse, S. 85.

rung“²¹⁰ werden allerdings ambivalent betrachtet. Bachofen rühmt die urweiblichen Eigenschaften und die sich darauf aufbauenden matriarchalischen bzw. gynaikokratischen Gesellschaften: „Aus dem gebärenden Muttertum stammt die allgemeine Brüderlichkeit aller Menschen, deren Bewußtsein und Anerkennung mit der Ausbildung der Paternität untergeht.“²¹¹ Die Mutter ist aber auch die Welt, die sowohl Leben gibt als auch nimmt, das Göttliche und Richtende. Aus diesem Zwiespalt ergibt sich in der heutigen patriarchalisch geprägten, europäischen Kultur die Ursache für die Wertung der Überlegenheit des Weiblichen als Bedrohung und somit als negativ: „Der Lust auf Verschmelzung und Symbiose mit dem mütterlichen Einheitsprinzip steht die Angst entgegen, aus dieser Einheit oder Dyade nicht ausbrechen, den Prozeß der Individuation als Trennung nicht leisten zu können.“²¹²

Der Versuch des Sohnes also, sich von der Mutter loszulösen und dennoch emotional mit ihr verbunden zu bleiben, gleicht einem Drahtseilakt, den das instabile Ich nicht lange durchhält. Das „Weib Welt“²¹³, die Bedrohung Rilkes durch die Frau und das Leben im Allgemeinen, ist demnach nicht nur ein persönliches Problem des Autors und seines Mutter-Briefe schreibenden Ichs, sondern ein Infragestellen der gesellschaftlichen und innermenschlichen Strukturen. Bachofen rühmte das Weibliche als dem Männlichen in vielerlei Hinsicht überlegen, Weininger ging gerade aus der Angst, diese Ansicht könnte zutreffen, zugrunde. Rilkes Schreiber nimmt eine Zwischenposition ein, indem der Sohn zum einen der übermächtigen Mutter unterlegen ist, zum anderen fähig ist, diesen Konflikt kreativ umzusetzen – in der Dokumentation des Scheiterns begründet er seinen Ruhm für die Nachwelt.

3.2 Mutter Gottes

„Kein Schmerz so tief, kein Leid so groß, als Jesus auf der Mutter Schoß!“²¹⁴ lautet ein Kirchenspruch und führt Maria als die leiderfüllte Mutter ein. Doch nicht nur die Leidenfähigkeit Marias, sondern auch „das Bild der Madonna als jungfräuliche Mutter, als

²¹⁰ Irmgard Roebeling, Wolfram Mauser: Vorwort. In: Mutter und Mütterlichkeit. Wandel und Wirksamkeit einer Phantasie in der deutschen Literatur. Festschrift für Verena Ehrich-Haefeli. Hg. v. Irmgard Roebeling u. Wolfram Mauser. Würzburg: Verlag Königshausen & Neumann 1996. S. 11–16, zit. S. 13.

²¹¹ Johann Jakob Bachofen: Mutterrecht und Urreligion. Unter Benutzung der Auswahl von Rudolf Marx, hg. v. Hans G. Kippenberg. 6. Aufl. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag 1984. S. 89.

²¹² Roebeling, Mauser: Vorwort, S. 13.

²¹³ Raddatz: Überzähliges Dasein, S. 15.

²¹⁴ Josef Gorbach: Heiliges Mutteramt. Das Ehrenbuch für Mutter und Kind. Innsbruck: Universitätsverlag Wagner 1954. S. 280.

reine, trieblose, nur liebende Mutter-Frau“ mache sie „bis ins 20. Jahrhundert zum Idealbild des Weiblichen schlechthin“.²¹⁵ Dies soll im Folgenden untersucht und auf Rilkes Mutterfigur umgelegt werden.

Einige Aspekte der von Rilke in den Mutter-Briefen gezeichneten Mutterfigur deuten tatsächlich auf eine Anlehnung an die Gottesmutter Maria hin. So ist der Katholizismus der Mutter von Beginn der Briefe an präsent und bleibt dies auch bis zum Schluss.²¹⁶ Die Mutter erhält vom Sohn hyperkatholische Literaturempfehlungen,²¹⁷ Informationen zu vom Schreiber besuchten Kirchen und Kathedralen,²¹⁸ legt großen Wert auf die Einhaltung der katholischen Feste wie Weihnachten, Ostern und die jeweiligen Namenstage²¹⁹ und schreibt selbst „betont katholisch[e]“²²⁰ Aufsätze. Gelegentliche antisemitische Kommentare des Ich sollen wohl die katholische Gesinnung bestärken.²²¹ Auch die besondere Betonung der Leiden und Krankheiten der Mutter sowie die Abwesenheit des Ehemannes fügen sich stimmig in das Bild der jungfräulichen, masochistischen Mutter.²²² An dieser Stelle soll aber nicht weiter auf diese Aspekte eingegangen werden, sondern vielmehr auf die Schattenseiten bzw. die Umkehrung der Darstellung der Mutter als „Heilige“.

„Ich habe [...] mich erinnert daß Du zu den milden italienischen Madonnen betest, während ich vor den streng byzantinischen Bildern strengerer Heiliger ein dunkles und demüthiges Volk betrachte.“ (B 112/I/103)

Die Mutter, in ihrer in Kapitel III/5.1.1 beschriebenen Statik und Emotionsarmut, gleicht einem starren Marienbild. Das heilige Kind haltend, ist sie die Angebetete, nicht der Menschenretter Jesus. Indem das Ich die Mutter zur Gottesmutter stilisiert, macht er sich selbst zum Heiland, im Bewusstsein, dass dies noch nicht ausreicht, um gehört zu werden – die Darstellung der Thematik geht über jegliche Selbsterhöhung hinaus.

²¹⁵ Roebing, Mauser: Vorwort, S. 13.

²¹⁶ Raddatz bezeichnet die Person Sophia Rilke als eine „mehr und mehr in religiösem Obskurantismus versinkende Mutter“ (Überzähliges Dasein, S. 14 f.). Von der historischen Person soll hier nicht auf die Kunstfigur der Mutter in den Briefen geschlossen werden, der biografische Konnex muss aber dennoch erwähnt werden.

²¹⁷ Z. B. B 72/I/66.

²¹⁸ Z. B. B 364/I/393.

²¹⁹ Dafür sprechen die jährlichen Briefe zu den betreffenden Tagen sowie Dank und Rückmeldung zu den mütterlichen Briefen und Geschenken, die zu diesen Anlässen eingetroffen sein sollen. Besonders auffällig ist in diesem Zusammenhang das Engagement der Mutter, mit dem sie 1913 den Namenstag der Enkeltochter Ruth einführt (vgl. B 824/II/228).

²²⁰ Andeutung darauf in B 147/I/147.

²²¹ Z. B. B 125/I/117.

²²² Nach Sigmund Freud gibt es drei Wesensmerkmale der Frau: Passivität, Masochismus und Narzissmus. Elisabeth Badinter widerlegt diese Theorie in ihrer Abhandlung zur Mutterliebe (vgl. Elisabeth Badinter: Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute. 4. Aufl. München: Piper Verlag 1991 [= Serie Piper, Bd. 1491]. S. 269 ff.).

Wie in obiger Passage beschrieben, ist die Selbsteinschätzung der beiden Figuren eine verschiedene. Die Mutter betet selbst zu den milden Madonnen, identifiziert sich demnach mit der sanften, reinen Heiligen, während der Sohn aus seiner untergeordneten Perspektive das Strenge, Starre, über alles Richtende empfindet. Die Wirkung nach außen soll eine harmonische Mutter-Sohn-Bindung sein, die zwischen zwei außergewöhnlichen Menschen besteht. Die Innenansicht des Kindes ist das von Gebunden-Sein statt Bindung, von Zwanghaftigkeit statt Harmonie.

Max Ernst hielt diese Erfahrungen in seinem Gemälde „Die Jungfrau züchtigt das



Abb. 2: Max Ernst: „Die Jungfrau züchtigt das Jesuskind vor drei Zeugen“, 1926.

Jesuskind vor drei Zeugen“ aus Rilkes Todesjahr 1926 fest.²²³ Entscheidend an seiner Darstellung der mütterlichen Übermacht ist die Entweihung des Kindes, die durch die Züchtigung stattfindet, nicht die der Mutter.²²⁴ Die Mutter ist gleichzusetzen mit der Welt, die Jesus erst entweihet und zum Menschen macht, um ihn anschließend zu vernichten. Nur im Bewusstsein des Fortbestehens in einer anderen Dimension kann der Sohn den Sieg davontragen, im Falle Rilkes in der Kunst. Die äußere Statik verbirgt ein inneres Toben. So kann man die vom Ich dargestellte Mutter-Sohn-Beziehung umschreiben.

²²³ Vgl. Jürgen Pech: Studien zur religiösen Ikonographie im Werk von Max Ernst bis 1934. Der Collagenroman „Reve d’une petite fille qui voulut entrer au Carmel“ (1930). Bonn: Dissertation 1996. S. 214.

²²⁴ Der Heiligenschein der Mutter sitzt perfekt, während der des Sohnes herabfällt.

V Mutter Sprache – ein Ausblick

Der vorliegende Arbeit einleitende Gedanke versuchte das kindliche Bedürfnis nach der Mutter mit dem kindlichen oder vielmehr menschlichen Bedürfnis nach Liebe in Verbindung zu bringen. Die Mutter als Inbegriff der menschlichen Liebesfähigkeit steht der Rilke'schen Mutter als gefühlsarme und unnachgiebige Person in starkem Kontrast gegenüber. Das Unvermögen, mütterliche Liebe zu gewinnen, versucht Rilkes Protagonist der Mutter-Briefe auf andere Weise zu kompensieren. Das mangelnde Talent zum Sohn wird zum künstlerischen Talent umgepolt. Betrachtet man nämlich die „Sprache als Matrix und Mutter, der alles, was ihr entspringt, zugewiesen und eingetragen bleibt“²²⁵, als eine Ordnung, der sich nichts, was aus ihr hervorgeht, entziehen kann, so ist die literarische Auseinandersetzung mit dem „Mutter-Problem“ auch aus folgendem Blickwinkel interessant: Ein Text über die Mutter ist gleichzeitig ein Text über Sprache. Wie das Werk zur Sprache steht, der es sich bedient, so steht auch der Sohn zur Mutter, die er benötigt, um zu existieren. Und der Bogen lässt sich noch weiter spannen, nämlich zum Verhältnis zwischen Kunst und Kreativität. Abhängigkeit von der Sprache, Abhängigkeit von der Mutter und Abhängigkeit von der Kreativität sind demnach so eng verbunden, dass eine Trennung der Sphären einer Spaltung der Künstlerpersönlichkeit gleichkommen würde.

Bei Rilke offenbart sich die enge, wenn auch problematische Bindung zur Mutter in der zwanghaft stetigen Korrespondenz und spiegelt den Konflikt des Sohnes mit seiner Mutter wie auch den des Künstlers mit seinem Schaffen wider. Die literarische Produktion ist abhängig von einem Auslöser, im vorliegenden Fall von dem seelischen Druck, den die Mutter ausübt und der sich durch das Ventil der kreativen Tätigkeit entlädt. Das Leiden unter dem System Mutter eröffnet den Weg in die Kunst und damit in die Ewigkeit. Unsterblich geworden ist der Autor Rainer Maria Rilke, weil er es schaffte, seine eigenen Konflikte umzuwandeln und als allgemeine Themen einer Leserschaft zu übergeben, was die Mutter in „Ewald Tragy“ nicht vermochte.

Doch nun ein Blick auf die reale Mutter Rilkes und die Mutter-Figur in seinen Briefen. Die Figur der Mutter, die indirekt aus den Briefen des Sohnes spricht, hat keine eigene Stimme, ist sprachlos – die Mutter-Sprache fehlt. Die Frau, die den Sohn in die Knie zwingt und damit sein Leid und gleichzeitig seinen Ruhm begründet, bleibt eine sich

²²⁵ Thomas Schestag: Die unbewältigte Sprache. Hannah Arendts Theorie der Dichtung. Basel/Weil a. Rhein: Urs Engeler Editor 2006. S. 33.

nebulös entziehende Figur. Reduziert auf wenige Themen und Charakterzüge, erfüllt die Mutter-Figur die vampirische Rolle einer Seelenräuberin. Dass Rilke die Briefe seiner Mutter zerstörte, fügt sich in das Bild des schaffenden Künstlers, der die von ihm aufgebaute dichterische Welt nicht durch einen Gegenstandspunkt entkräften will. Dass Sophia Rilke diese Gewohnheit fortsetzte und die wenigen von ihr erhaltenen Briefe ebenfalls vernichtete, kann unterschiedlich aufgefasst werden. Hat sich die reale Mutter in der skizzierten Brief-Mutter derart wiedererkannt, dass sie aus Scham die eigenhändigen Beweise für ihre narzisstische Ausbeutung der Leserschaft entziehen wollte, es aber dennoch nicht schaffte, in aller Konsequenz auch die Briefe des Sohnes zu zerstören? Oder schätzte sie ihren Poeten-Sohn in solcher Demut, dass sie das von ihm gezeichnete Bild einer Mutter-Sohn-Beziehung in seiner Absolutheit bestehen lassen wollte? Oder schmeichelte ihr die dargestellte Mutter-Figur gar? Hertha Koenig schrieb in ihren Erinnerungen über Sophia Rilke:

Die Art ihres Ernstes, ihrer aufrechten Haltung gab ihr etwas Schattenhaftes; als ob sie aus einer weit übersprungenen Zeit stamme, aus einer ganz anderen Art von Leben. Dennoch war sie ihrer Umgebung stark fühlbar. Wenn sie sprach, durch ihre kurzen treffsicheren Sätze in österreichischer Klangfarbe; wenn sie schwieg, durch den Ausdruck dieses undeutbaren Schweigens, durch das starke Zittern ihrer Hände, das weniger ein Kranksein zu verraten schien als eine dauernde innere Kampfbereitschaft – wofür, wußte ich damals noch nicht.²²⁶

Die Selbstinszenierung Sophia Rilkes, die Inszenierung einer Mutter durch Rainer Maria Rilke und die „wirkliche“ Person, die hinter dieser ganzen Maskerade gesteckt haben mag, sind sich wohl ebenso ähnlich wie sie sich voneinander unterscheiden. Was übrig bleibt, ist das literarische Werk Rainer Maria Rilkes, hinter das Sophia Rilke, einem ihrer eigenen Aphorismen folgend, schweigend zurücktritt:

Zuweilen liegt im Schweigen
ein tieferes Geständnis,
als in Worten.²²⁷

²²⁶ Hertha Koenig: Erinnerungen an Rainer Maria Rilke sowie Rilkes Mutter. Hg. v. Joachim W. Storck. Bielefeld: Pendragon Verlag 1992. S. 65.

²²⁷ Phia Rilke: Ephemeriden. Neu hg. v. Wolfgang Schneditz. Graz: Verlag Jos. A. Kienreich [1949]. S. 31.

VI Quellenverzeichnis

1 Primärliteratur

1.1 Arbeitsgrundlage

Rilke, Rainer Maria: Briefe an die Mutter. 1896 bis 1926. Hg. v. Hella Sieber-Rilke. Bd. 1: Briefe aus den Jahren 1896 bis 1909, Bd. 2: Briefe aus den Jahren 1910 bis 1926. Frankfurt a. M./Leipzig: Insel Verlag 2009.

1.2 Weitere Primärliteratur

Adorno, Theodor W.: Benjamin, der Briefschreiber. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Hg. v. Rolf Tiedemann. Bd. 2: Noten zu Literatur. 4. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag 1996. S. 583–590.

Andreas-Salomé, Lou: Brief v. 26. 2. 1901 an Rainer Maria Rilke. In: Rainer Maria Rilke, Lou Andreas-Salomé: Briefwechsel. Hg. v. Ernst Pfeiffer. Zürich: Max Niehans Verlag 1952. S. 41–43.

Fontane, Theodor: Brief v. 20. 9. 1854 an Emilie Fontane. In: Ders.: Briefe I: Briefe an den Vater, die Mutter und die Frau. Hg. v. Kurt Schreinert. Berlin: Propyläen Verlag 1968. S. 21 f.

Goethe, Johann Wolfgang: Vorrede. In: Winckelmann und sein Jahrhundert in Briefen und Aufsätzen. Hg. v. Johann Wolfgang Goethe. Leipzig: VEB Seemann Verlag 1969. S. 44–47.

Novalis: Blütenstaub. In: Athenaeum. Eine Zeitschrift 1 (1798). S. 70–106.

Rilke, Phia: Ephemeriden. Neu hg. v. Wolfgang Schneditz. Graz: Verlag Jos. A. Kienreich [1949].

Rilke, Phia: Gedanken für den Tag. Ephemeriden. Hg. v. Hella Sieber-Rilke. Frankfurt a. M.: Insel Verlag 2002.

Rilke, Rainer Maria: Brief v. 22. 3. 1899 an Phia Rilke. In: Blätter der Rilke-Gesellschaft 7-8 (1980/81). S. 57.

Rilke, Rainer Maria: Brief v. 14. 5. 1904 an Franz Xaver Kappus. In: Ders.: Briefe in zwei Bänden. Hg. v. Horst Nalewski. Bd. 1: 1896 bis 1919. Frankfurt a. M./Leipzig: Insel Verlag 1991. S. 192–197.

Rilke, Rainer Maria: Brief. v. 2. 8. 1919 an Lisa Heise. In: Ders.: Briefwechsel mit einer jungen Frau. Hg. v. Horst Nalewski. Frankfurt a. M./Leipzig: Insel Verlag 2003. S. 8–10.

Rilke, Rainer Maria: Brief v. 10. 2. 1923 an Xaver von Moos. In: Ders.: Briefe aus Muzot. 1921 bis 1926. Hg. v. Ruth Sieber-Rilke u. Carl Sieber. Leipzig: Insel-Verlag 1935. S. 179–182.

Rilke, Rainer Maria: Beilage zum Brief v. 29. 10. 1925 an Nanny Wunderly-Volkart. In: Ders.: Briefe an Nanny Wunderly-Volkart. Im Auftrag der Schweizerischen Landesbibliothek und unter Mitarbeit von Niklaus Bigler besorgt durch Rätus Luck. Bd. 2. Frankfurt a. M.: Insel Verlag 1977. S. 1192 f.

Rilke, Rainer Maria: Brief v. 13. 12. 1926 an Lou Andreas-Salomé. In: Rainer Maria Rilke, Lou Andreas-Salomé: Briefwechsel. Hg. v. Ernst Pfeiffer. Zürich: Max Niehans Verlag 1952. S. 504 f.

Rilke, Rainer Maria: Das Florenzer Tagebuch. In: Ders.: Tagebücher aus der Frühzeit. Hg. v. Ruth Sieber-Rilke u. Carl Sieber. Leipzig: Insel-Verlag 1942. S. 13–140.

Rilke, Rainer Maria: Ewald Tragy. In: Ders.: Werke. Hg. v. Manfred Engel, Ulrich Fülleborn u. a. Bd. 3: Prosa und Dramen. Hg. v. August Stahl. Frankfurt a. M./Leipzig: Insel Verlag 1996. S. 246–286.

Rilke, Rainer Maria: Weihnachtsbriefe an die Mutter. Hg. v. Hella Sieber-Rilke. Frankfurt a. M.: Insel Verlag 1995.

Strindberg, August: Idolatrie, Gynolatrie. (Ein Nachruf von August Strindberg.). In: Die Fackel 144 (1903). S. 1–3.

2 Sekundärliteratur

Bachofen, Johann Jakob: Mutterrecht und Urreligion. Unter Benutzung der Auswahl von Rudolf Marx, hg. v. Hans G. Kippenberg. 6. Aufl. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag 1984.

Badinter, Elisabeth: Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute. 4. Aufl. München: Piper Verlag 1991 (= Serie Piper, Bd. 1491).

Braungart, Wolfgang: Ästhetische Religiosität oder religiöse Ästhetik? Einführende Überlegungen zu Hofmannsthal, Rilke und George und zu Rudolf Ottos Ästhetik des Heiligen. In: Ästhetische und religiöse Erfahrungen der Jahrhundertwenden. Hg. v. Wolfgang Braungart, Gotthard Fuchs u. a. Bd. 2: um 1900. Paderborn: Ferdinand Schöningh Verlag 1998. S. 15–29.

Chodorow, Nancy: Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter. 3. Aufl. München: Verlag Frauenoffensive 1990.

Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in zehn Bänden. Bd. 6: Lein-Peko. 3. Aufl. Mannheim: Dudenverlag 1999.

Ebrecht, Angelika: Rettendes Herz und Puppenseele. Zur Psychologie der Fernliebe in Rilkes Briefwechsel mit Magda von Hattingberg. In: Die Frau im Dialog: Studien zu Theorie und Geschichte des Briefes. Hg. v. Anita Runge u. Lieselotte Steinbrügge. Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1991. S. 147–172.

Erdély, Zoltán E.: Und die Wirklichkeit – es gibt sie doch. Gießen: Psychosozial-Verlag 1998.

Fromm, Erich: Die Kunst des Liebens. Wien: Buchgemeinschaft Donauland Kremayr & Scheriau 1980.

Giuriato, Davide: Die „unwirthlichen Blätter“. Rilke, das Papier, die Post und die Briefe an Benvenuta. In: Der Brief – Ereignis & Objekt. Frankfurter Tagung. Hg. v. Waltraut Wiethölter u. Anne Bohnenkamp. Frankfurt a. M./Basel: Verlag Stroemfeld 2010. S. 134–146.

Gorbach, Josef: Heiliges Mutteramt. Das Ehrenbuch für Mutter und Kind. Innsbruck: Universitätsverlag Wagner 1954.

Green, André: Die tote Mutter. Psychoanalytische Studien zu Lebensnarzissmus und Todesnarzissmus. Gießen: Psychosozial-Verlag 2004 (= Bibliothek der Psychoanalyse, hg. v. Hans-Jürgen Wirth).

Gschwend, Gaby: Mütter ohne Liebe. Vom Mythos der Mutter und seinen Tabus. Bern: Verlag Hans Huber 2009.

Hämmerle, Christa, Edith Saurer: Frauenbriefe – Männerbriefe? Überlegungen zu einer Briefgeschichte jenseits von Geschlechterdichotomien. In: Briefkulturen und ihr Geschlecht. Zur Geschichte der privaten Korrespondenz vom 16. Jahrhundert bis heute. Hg. v. Christa Hämmerle u. Edith Saurer. Wien u. a.: Böhlau Verlag 2003 (= L’Homme Schriften, Bd. 7). S. 7–32.

Hoffmann, Torsten: Besprechung zu: Hella Sieber-Rilke (Hrsg.): Rainer Maria Rilke: Briefe an die Mutter. 1896 bis 1926. In: Zeitschrift für Germanistik. Neue Folge 3 (2010). S. 692–694.

Höhler, Gertrud: Niemandes Sohn. Zur Poetologie Rainer Maria Rilkes. München: Wilhelm Fink Verlag 1979.

Holthusen, Hans Egon: Rainer Maria Rilke in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 1958 (= rowohlts monographien, hg. v. Kurt Kusenberg, Nr. 22).

Kliwer, Annette: Geistesfrucht und Leibesfrucht. Mütterlichkeit und „weibliches Schreiben“ im Kontext der ersten bürgerlichen Frauenbewegung. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft 1993 (= THETIS – Literatur im Spiegel der Geschlechter, hg. v. Irmgard Roebeling u. Sigrid Schmid-Bortenschlager, Bd. 4).

Koenig, Hertha: Erinnerungen an Rainer Maria Rilke sowie Rilkes Mutter. Hg. v. Joachim W. Storck. Bielefeld: Pendragon Verlag 1992.

König, Christoph: Drangsal und Ritual. Rilkes Briefe an die Mutter als Übung in Distanz. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung 273 (2010). S. 32.

Konkordanz zu den veröffentlichten Briefen Rainer Maria Rilkes. Bearbeitet v. Ferenc Szász (2006), aktualisiert v. Rätus Luck (2010). http://www.rilke.ch/biblio/Rilke_Briefkonkordanz_012011.pdf (13. 9. 2011).

Krechel, Ursula: Rainer Maria Rilke. Der treue Sohn. Die bisher unveröffentlichten Briefe Rainer Maria Rilkes an seine Mutter, an Eva Cassirer und Hertha Koenig. In: Zeit Online v. 15. 1. 2010. <http://www.zeit.de/2010/03/L-B-Rilke-Briefe> (20. 9. 2011).

Nickisch, Reinhard M. G.: Brief. Stuttgart: J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung/Carl Ernst Poeschel Verlag 1991 (= Sammlung Metzler 260).

Nitzschke, Bernd: Männerängste, Männerwünsche. München: Matthes & Seitz Verlag 1980.

O. A.: http://www.suhrkamp.de/buecher/briefe_an_die_mutter-rainer_maria_rilke_17318.html (13. 9. 2011).

Parizek, Gabriele: Tödliche Mutterliebe in Hermann Bahrs Drama „Die Mutter“. Mit besonderem Schwerpunkt auf der Aufführung im Stadttheater St. Pölten in der Saison 2003/04. Wien: Diplomarbeit 2005.

Pech, Jürgen: Studien zur religiösen Ikonographie im Werk von Max Ernst bis 1934. Der Collagenroman „Reve d'une petite fille qui voulut entrer au Carmel“ (1930). Bonn: Dissertation 1996.

Pilgrim, Volker Elis: Dressur des Bösen. Mutterliebe und Verstörung. München: Wilhelm Goldmann Verlag 1977 (= Goldmann GELBE 3480).

Pilgrim, Volker Elis: Muttersöhne. Gütersloh: Bertelsmann Club 1993.

Raddatz, Fritz J.: Rainer Maria Rilke. Überzähliges Dasein. Eine Biographie. Zürich: Arche Literatur Verlag 2009.

Ritmeester, Tineke: Rilke und die „namenlose Liebe“. Eine vorläufige Bestandsaufnahme. In: Rilke-Rezeptionen. Rilke Reconsidered. Hg. v. Sigrid Bauschinger u. Susan L. Cocalis. Tübingen/Basel: Francke Verlag 1995 (= Neunzehntes Amherster Kolloquium zur Deutschen Literatur, hg. v. Sigrid Bauschinger u. Susan L. Cocalis). S. 201–213.

Roebing, Irmgard, Wolfram Mauser: Vorwort. In: Mutter und Mütterlichkeit. Wandel und Wirksamkeit einer Phantasie in der deutschen Literatur. Festschrift für Verena Ehrich-Haefeli. Hg. v. Irmgard Roebing u. Wolfram Mauser. Würzburg: Verlag Königshausen & Neumann 1996. S. 11–16.

Sachße, Christoph: Mütterlichkeit als Beruf. Sozialarbeit, Sozialreform und Frauenbewegung. 1871–1929. Weinheim u. a.: Beltz Votum 2003 (= Kasseler Studien zur Sozialpolitik und Sozialpädagogik, hg. v. Christoph Sachße, Florian Tennstedt u. a., Bd. 1).

Sayers, Janet: Mütterlichkeit in der Psychoanalyse: Helene Deutsch, Karen Horney, Anna Freud, Melanie Klein. Hg. v. Wolfgang Mertens u. Christa Rohde-Dachser. Stuttgart u. a.: Verlag W. Kohlhammer 1994.

Schank, Stefan: Kindheitserfahrungen im Werk Rainer Maria Rilkes. Eine biographisch-literaturwissenschaftliche Studie. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 1995 (= Saarbrücker Beiträge zur Literaturwissenschaft, hg. v. Karl Richter, Gerhard Sauder u. a., Bd. 50).

Schank, Stefan: Rilkes Vater und Rilkes Vaterbild. In: Rilke heute. Der Ort des Dichters in der Moderne. Red. v. Vera Hauschild. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag 1997 (= suhrkamp taschenbuch 2599). S. 81–111.

Schenk, Herrad: Wieviel Mutter braucht der Mensch? Der Mythos von der guten Mutter. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1996.

Schestag, Thomas: Die unbewältigte Sprache. Hannah Arendts Theorie der Dichtung. Basel/Weil a. Rhein: Urs Engeler Editor 2006.

Schiwy, Günther: Rilke und die Religion. Frankfurt a. M./Leipzig: Insel Verlag 2006.

Schnack, Ingeborg: Rainer Maria Rilke. Chronik seines Lebens und seines Werkes. 2. Aufl. Frankfurt a. M.: Insel Verlag 1996.

Sebald, [Hans], [Christine] Krauth: Ich will ja nur dein Bestes. Fehlentwicklung durch Mutteregoismus. Wien/Düsseldorf: Econ Verlag 1981.

Sieber, Carl: René Rilke. Die Jugend Rainer Maria Rilkes. Leipzig: Insel Verlag 1932.

Sieber-Rilke, Hella: Anmerkungen. In: Rainer Maria Rilke: Briefe an die Mutter. 1896 bis 1926. Hg. v. Hella Sieber-Rilke. Bd. 1: Briefe aus den Jahren 1896 bis 1909. Frankfurt a. M./Leipzig: Insel Verlag 2009. S. 673–758.

Sieber-Rilke, Hella: Nachwort. In: Rainer Maria Rilke: Briefe an die Mutter. 1896 bis 1926. Hg. v. Hella Sieber-Rilke. Bd. 2: Briefe aus den Jahren 1910 bis 1926. Frankfurt a. M./Leipzig: Insel Verlag 2009. S. 721–726.

Sieber-Rilke, Hella: Nachwort. In: Rainer Maria Rilke: Weihnachtsbriefe an die Mutter. Hg. v. Hella Sieber-Rilke. Frankfurt a. M.: Insel Verlag 1995. S. 87 f.

Simenauer, Erich: Rainer Maria Rilke. Legende und Mythos. Bern: Verlag Paul Haupt 1953.

Simon, Tina: „in Gefahr gewesen ... und bis ans Ende gegangen“. Rilke als Mentor junger Künstlerinnen. Frankfurt a. M./Leipzig: Insel Verlag 2007.

Stauffer, Isabelle: Weibliche Dandys, blickmächtige Femmes fragiles. Ironische Inszenierungen des Geschlechts im Fin de Siècle. Köln u. a.: Böhlau Verlag 2008.

Swigart, Jane: Von wegen Rabenmutter ... Die harte Realität der Mutterliebe. München: Droemersch Verlagsanstalt 1991.

Szász, Ferenc: Einführung. In: Konkordanz zu den veröffentlichten Briefen Rainer Maria Rilkes. Bearbeitet v. Ferenc Szász (2006), aktualisiert v. Rätus Luck (2010). http://www.rilke.ch/biblio/Rilke_Briefkonkordanz_012011.pdf (13. 9. 2011). S. 2–4.

Toth, Johannes: Frauen, Mütter und Mütterlichkeit in Rilkes Welt. In: Rilkes Welt. Festschrift für August Stahl zum 75. Geburtstag. Hg. v. Andrea Hübener, Rätus Luck u. a. Frankfurt a. M.: Peter Lang GmbH 2009. S. 107–115.

Weininger, Otto: Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung. 25. Aufl. Wien/Leipzig: Wilhelm Braumüller Verlag 1923.

Welsch, Ursula: Das leidende Genie. Lou Andreas-Salomés Einschätzung von Rainer Maria Rilkes Problematik. In: Blätter der Rilke-Gesellschaft 11-12 (1984/85). S. 55–71.

Zeller, Bernhard: Monumente des Gedenkens. Briefliteratur und ihre Editionen. In: Adressat: Nachwelt. Briefkultur und Ruhmbildung. Hg. v. Detlev Schöttker. München: Wilhelm Fink Verlag 2008. S. 37–52.

3 Abbildungen

Abb. 1: Grafische Darstellung des Briefverkehrs: Doris Schwarzer, 2011.

Abb. 2: Max Ernst: „Die Jungfrau züchtigt das Jesuskind vor drei Zeugen“, 1926: <http://paxetbonum.de/index.php/2003/07/> (20. 9. 2011).

VII Anhang

1 Zusammenfassung

Rainer Maria Rilke war ein außerordentlicher Briefschreiber. Weit mehr als 10.000 Briefe sind erhalten, in beinahe 100 Editionen liegt ein Teil seiner Korrespondenzen vor, doch sind noch lange nicht alle erhaltenen Briefe publiziert. 2009 legte Hella Sieber-Rilke, Ehefrau von Rilkes Enkel Christoph Sieber-Rilke, alle erhaltenen Briefe an seine Mutter Sophia Rilke aus dem Zeitraum 1896 bis 1926 vor.

Der sich über 30 Jahre erstreckende Briefverkehr zwischen Mutter und Sohn zeigt starke Differenzen in der Briefschreibe-Tätigkeit des Sohnes. Im Auf und Ab der Korrespondenz lassen sich Phasen der Zu- und Abwendung von der Mutter ausmachen, die nicht nur im vorliegenden Briefverkehr, sondern auch im Werk und der Biografie Rilkes zu verankern sind. Durch Aufschlüsselung dieser Schreibphasen auf inhaltlicher und stilistischer Ebene lässt sich eine eindeutige Tendenz des Schreibers gegenüber seiner Adressatin nachvollziehen: Der anfängliche Versuch des Sohnes, sich gegenüber der Mutter zu emanzipieren, scheitert an der Uneinsichtigkeit der Briefpartnerin, die die Sensibilität des Künstlers wie den Willen zur Eigenständigkeit des Sohnes verkennt.

Die mangelnde Gleichwertigkeit der Briefpartner führt zu einem Scheitern der Korrespondenz, indem die Briefe inhaltlich nicht mehr über den Status der Verteidigung der eigenen Position hinauskommen und die Zwanghaftigkeit des Briefe-Schreibens immer deutlicher zutage tritt. Das Scheitern der Korrespondenz bedeutet darüber hinaus ein Scheitern der Mutter-Sohn-Beziehung, da sich das Verhältnis der Protagonisten vornehmlich auf die briefliche Kommunikation beschränkte.

Vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit dem Problem der Mutter-Sohn-Beziehung im Allgemeinen und fokussiert weniger die biografische Situation zwischen Rainer Maria und Sophia Rilke. Diese Vorgangsweise ermöglicht es, den Briefverkehr als literarisches Werk aufzufassen und seine Struktur wie auch die behandelten Themen in einem größeren Maßstab zu behandeln. So wird die Problematik einer gescheiterten Mutter-Sohn-Konstellation in verschiedene Diskurse der Entstehungszeit einbezogen, um die Rilke'schen Mutter-Briefe als Beitrag zur Diskussion der Zeit zu bestätigen.

2 Abstract

Rainer Maria Rilke was an exceptional letter writer. Far more than 10.000 letters are well preserved and parts of his correspondences are contained in close to 100 editions. However, there have by far not all of his letters been published yet. In 2009, Hella Sieber-Rilke, the wife of Rilke's grandson Christoph Sieber-Rilke, presented all of the received letters on his mother Sophia Rilke from the period 1896–1926.

The 30-year-long correspondence between mother and son shows strong distinctions in the son's letter-writing activity. The up and down of their correspondence points out phases of affection and aversion which are not only anchored in the correspondence treated in this document but can also be found in Rilke's works and biography. A breakdown of these writing phases on the bases of content as well as style presents an unambiguous tendency of the writer towards his receiver: The son's initial attempt to emancipate himself from his mother fails on the mother's inability to understand the artist's sensitivity as well as his will of independence.

This lack of equality in their conversation leads to a failure of their correspondence. The letters don't get beyond a status of defending each position and the forced tone in their letters becomes more and more obvious. Beyond that, the failure of their correspondence also means a failure of the mother-son-relationship in total, as their connection was primarily restricted to postal communication.

This paper deals with the problem of the mother-son-relationship generally and is less focussed on the biographical situation between Rainer Maria and Sophia Rilke. This procedure makes it possible to interpret the correspondence as a literary work and to treat its structure as well as the subjects dealt with in a bigger scale. The problematic nature of a failed mother-son-constellation gets transferred into various discourses of its time of origin to confirm Rilke's letters to his mother as a contribution to the discussion of its time.

3 Lebenslauf

Name Doris Verena Schwarzer
Geburtsdatum 31. Dezember 1983
Geburtsort Erding (Deutschland)
Familie 2008: Geburt meines Sohnes Leonhard

Ausbildung

2003 Abitur am Camerloher-Gymnasium, Freising (Deutschland)
2003–2004 Studium Chemie an der Ludwig-Maximilians-Universität
München (Deutschland)
2004–2011 Studium Deutsche Philologie an der Universität Wien

Berufserfahrung

2005–2007 Assistenz der Geschäftsleitung im egoth-Verlag, Wien
Seit 2008 Selbstständige Tätigkeit als Lektorin und Korrektorin
Seit 2009 Lektorin im Verlag Kremayr & Scheriau/Orac, Wien